-1-

# Christoph v. Schmid
# Erzählungen

11.

**Raubschloß.**

Nachtigall.

Kuchen.

Ravensburg
Verlag von Otto Maier

D
SCHMI

## Ravensburger illustrierte Prachtausgabe

von

# Christoph v. Schmid's sämtlichen Erzählungen.

### Ausgabe in 6 Bänden.

Preis: Band I bis IV à ℳ 3.—, Band V ℳ 1.60, Band VI ℳ 2.40.

### Inhalt

**I. Band:** Die Ostereier. Die Waldkapelle. Genovefa. Der Weihnachtsabend. Das Raubschloß. Die Nachtigall. Das Vogelnestchen. Die Hopfenblüten. Heinrich von Eichenfels. Der Rosenstock. Eustachius. Gott ist die Liebe.

**II. Band:** Kupfermünzen und Goldstücke. Gottfried der junge Einsiedler. Das Rotkehlchen. Das Blumenkörbchen. Das hölzerne Kreuz. Das Täubchen. Die Kuchen. Ludwig, der kleine Auswanderer. Rosa von Tannenburg. Das stumme Kind. Die Kirschen. Die roten und die weißen Rosen. Das Johanniskäferchen. Jesus der Kinderfreund.

**III. Band:** Anselmo. Timotheus u. Philemon. Das Lämmchen. Der Kanarienvogel. Die Wasserflut am Rhein. Das beste Erbteil. Das verlorene Kind. Die zwei Brüder. Die Kapelle bei Wolfsbühl. Der gute Fridolin und der böse Dietrich.

**IV. Band:** Der Diamantring. Die Krebse. Das Vergißmeinnicht. Das Margaretenblümchen. Titus und seine Familie. Josaphat. Drei Parabeln Barlaams. Pauline. Die ungleichen Schwestern. Florentin Walter. Der Druckfehler. Das beschädigte Gemälde. 28 kleinere Erzählungen fürs mittlere Kindesalter. Gedichte.

**V. Band:** 100 kurze Erzählungen. Noch 100 kurze Erzählungen.

**VI. Band:** Fernando. Der Wasserkrug. Angelika. Klara. Die Melone. Das Karthäuserkloster. Die Edelsteine. Die Feuersbrunst.

### Ausgabe in 2 Doppelbänden

als feine Geschenkseinbände in Ganzleinwand gebunden mit reicher Goldpressung.

**Doppelband I.:** Enthält Band I u. II obiger Ausgabe in einem 784 Seiten starken prächtigen Leinwandband zusammen gebunden. (Inhalt s. oben!) Preis nur Mk. 5.50.

**Doppelband II.:** Enthält Band III u. IV obiger Ausgabe in einem ca. 800 Seiten starken prächtigen Leinwandband zusammen gebunden. (Inhalt s. oben!) Preis nur Mk. 5.50.

**Der fünfte und sechste Band werden, da sie für ganz verschiedene Altersstufen bestimmt sind, nicht als Doppelband ausgegeben.**

### Separatausgaben. Ausgewählte Erzählungen:

**Hundert kurze Erzählungen** von Christoph v. Schmid.
Preis in Geschenkseinband 80 Pfg.

**Noch hundert kurze Erzählungen** von Christoph v. Schmid.
Preis in Geschenkseinband 80 Pfg.

**Dreissig kürzere Erzählungen** von Christoph v. Schmid.
Preis in Geschenkseinband 80 Pfg.

**Fünf der schönsten Erzählungen** von Christoph v. Schmid.
Die Ostereier — Die Waldkapelle — Genovefa — Heinrich v. Eichenfels — Rosa v. Tannenburg.
Zum Vorlesen und Nacherzählen. Preis gebunden Mk. 1.50.

**Verlag von Otto Maier in Ravensburg.**

Seite fehlt

N. 1

# Erzählungen

von

# Christoph Schmid.

Einzelband XI.

## Das alte Raubschloß.

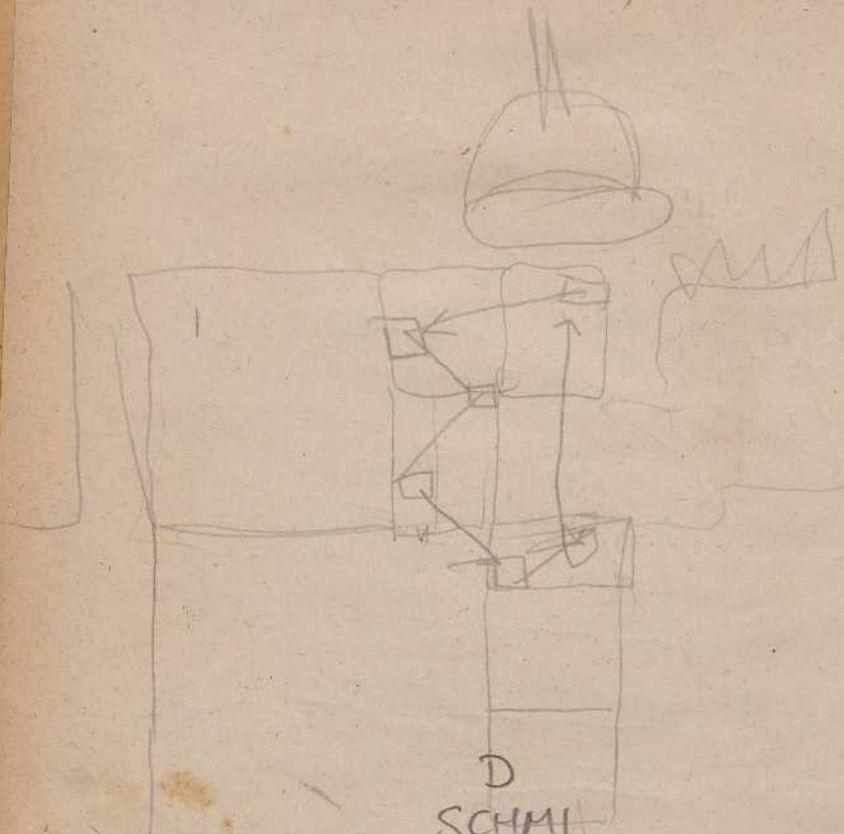
Die Nachtigall.

Die Kuchen.

Ravensburg.

Verlag von Otto Maier.

([Ill.:] E. Klein.)



D
SCHMI

Internationale Jugendbibliothek
München
1
H

80/5570 D

Hofbuchdr. Carl Liebich, Stuttgart.

[um 1898]

MARTIN MEHRL

# Das alte Raubschloß.

## 1.

### Die Köhlerfamilie.

Tief im Gebirge lebte einmal vor uralter Zeit der ehrliche Kohlenbrenner Ruprecht. Sein hölzernes Wohnhaus stand auf einem großen Felsen, den ein enges, grünes Thal umgab.. Ein kleiner, silberheller Bach floß durch das Thal; zu Zeiten schwoll er aber fürchterlich an und wälzte dann, weiß von Schaum, abgerissene Felsentrümmer und entwurzelte Bäume mit sich fort. Rings umher erblickte man eine schauerliche Wildnis. Waldige Berge schloßen das Thal ein, über deren düstere Fichten und Tannen weiterhin himmelhohe, mit Schnee bedeckte Felsengipfel emporragten. Man sah hier keine Spur von Menschenwerken, als die Köhlerhütte, einige in den Felsen eingehauene Staffeln, und den Steg über den Bach, welcher dazu führte.

Doch befand sich in einiger Entfernung noch ein alter Steinbruch, dessen buntes Gestein sehr malerisch zwischen grünem Gebüsche hervorschien, und auf einem etwas entfernten Berge erhob sich der halbzerfallene Turm, nebst den Trümmern der Mauern eines alten Raubschlosses.

In dieser tiefen Einsamkeit wohnte Ruprecht mit seinem Weibe Hedwig, und seinen zwei Kindern Niklas und Thekla. Oft kam mehrere Wochen hindurch kein Mensch hieher. Nur Hasen und Rehe ließen sich fast täglich in dem Thale blicken, und manchmal kam am hellen Mittage ein Hirsch aus den Wäldern herab und trank aus dem Bache.

Ruprecht fällte fleißig Holz, und brannte bald da, bald dort im Walde Kohlen. Hedwig besorgte die Hauswirtschaft und spann sehr fleißig. Niklas hütete die wenigen Ziegen, die an den steilen Bergen kletterten; Thekla aber weidete die kleine Herde von etwa zehn Schafen, die friedlich in dem grünen Thale und auf den niedrigen Hügeln umher grasten. Die kleine Familie lebte in Gottesfurcht, Liebe und Eintracht höchst vergnügt, und wünschte sich nichts mehr. Die Kinder meinten, nirgends sei es schöner und herrlicher, als in ihrer Wildnis.

Den Kindern war Wald und Gebirg ihre Welt. Auch hier fanden sie unter der Anleitung ihres verständigen Vaters und ihrer frommen Mutter einen reichen Schauplatz der Herrlichkeit Gottes. Die niedrigen Erdbeerstauden und Heidelbeersträucher voll roter und schwarzer Beeren machten ihnen viele und große Freuden. Wann die Kinder seltenere schöne Blumen fanden, brachten sie dieselben voll Freude nach Hause — zum Beispiele den purpurroten Fingerhut und das dunkelblaue Eisenhütlein, vor deren giftigen Eigenschaften jedoch der Vater sie warnte. An einem Zweige des Spindelstrauches mit den unvergleichlich schönen, karminroten Früchten, die den Baretten gleichen, oder an einem Aste voll Eicheln, die in so zierlichen grünen Schüsselchen stecken, hatten die Kinder, so arm sie waren, oft mehr Freude, als den reichsten Kindern die kostbarsten Spielzeuge gewähren können.

In dem klaren Bache, dessen beide Ufer zur Freude der Kinder reichlich mit Blumen prangten, gab es schöne Forellen, und auf Ruprechts Tisch kam manche Goldforelle, die einer fürstlichen Tafel zur Zierde gereicht hätte.

In dem nahen Steinbruche gab es schöne Versteinerungen. Manche Steine des gelblichen Schieferthones enthielten die herrlichsten Abdrücke von Kräutern, Blättern und Blumen. Niklas trieb seine Ziegen sehr oft in diese Gegend, suchte sich immer einige der schönsten Stücke aus, nahm sie mit nach Hause und brachte nach und nach einen ansehnlichen Vorrat zusammen. Reisende, die zu Zeiten in das Gebirg kamen, kauften davon und der gute Knabe gab das erlöste Geld allemal mit Freuden seinem Vater.

Die größte Freude machte es dem guten Niklas, wenn er abends, nachdem er seine Ziegen eingetrieben hatte, den Vater im Walde besuchen und mit ihm in dem Hüttchen aus Tannenästen bei dem rauchenden Kohlen-

haufen übernachten durfte. Von hier aus konnte man das alte Raubschloß recht gut sehen. Wann hier die Sonne bereits untergegangen war und die Tannen umher wie schwarz aussahen, leuchtete der alte Turm im Glanze der Abendsonne noch hell wie Glut.

Niklas sagte einmal: „Ich bin begierig zu wissen, wie es innen in dem alten Schlosse aussieht. Ich werde, wenn ich wieder einmal mit meinen Ziegen dahin komme, den Berg vollends besteigen, um die zerstörte Burg

näher zu beschauen." Der Vater warnte ihn mit aufgehobenem Zeigefinger und sprach: „Thu' das nicht Niklas! Die alten Mauern sind sehr baufällig. Es könnte dir dort leicht ein Unfall begegnen."

Der Knabe fragte: „Aber wie ist es denn zugegangen, daß diese herrliche Burg so greulich zerstört worden?"

Der Vater erzählte ihm von dem bösen Ritter, der einmal dort gehaust hatte, allerlei schauerliche Geschichten. Dem guten Niklas wurde angst und bange, als er vernahm, wie der Bösewicht die Leute weit umher beraubt, und gleich dem reichen Prasser gelebt habe, bis endlich sein Maß voll geworden; und wie er dann gefangen, durch das Schwert hingerichtet und die Burg durch Feuer zerstört wurde.

Am Ende der Erzählung sagte der Vater: „Siehst du, so geht's! Der Bösewicht besteht nicht; er ist wie das Gras auf den öden Mauern dort oben, das bald verdorrt. Gott bestraft alles Böse. Wäre der Ritter ein braver Mann gewesen, so stünde das Schloß jetzt noch in seiner Herrlichkeit da, und wäre wohl noch bis auf den heutigen Tag von seinen Nachkommen bewohnt. So aber ist dieser Turm ein Denkmal der Strafgerichte Gottes für unsere und alle künftige Zeiten."

---

## 2.

## Der junge Fuchs.

Eines Tages trieb Niklas seine Ziegen in die Nähe des Steinbruches. Während die munteren Tiere an den Gesträuchen nagten, suchte er nach Versteinerungen. Da hörte er mit einemmale etwas seltsam wimmern. Er sah nach und erblickte in einer der Steingruben einen jungen Fuchs, der da hinabgestürzt war und an den steilen Wänden vergebens heraufzuklettern suchte.

Niklas hatte Mitleid mit dem armen Tiere, fand ein Stück einer halbverwitterten Tanne, bediente sich derselben als Leiter, kletterte an den Überbleibseln der Äste hinab, und kam mit dem verunglückten Tiere glücklich wieder herauf. Er trug den Fuchs nach Hause, um ihn dem Vater zu zeigen.

„Je," sagte die Schwester, als Niklas in die Stube trat, „was hast du denn da für einen seltsamen Hund?"

„Das ist ein junger Fuchs," sagte der Vater, „nur wenige Monate alt. Das arme Tier sieht sehr abgemagert und halb verhungert aus."

Der Knabe erzählte, wie er ihn bekommen habe. „Nun wundert's mich nicht, daß er Hunger haben mag!" sagte der Vater. „Von dir aber ist es schön, daß du dich des verschmachtenden Tieres barmherzig angenommen hast." Die Mutter brachte ein irdenes Schüsselchen mit Ziegenmilch, und das arme Tier leerte und schleckte es sogleich mit der größten Begier bis auf den letzten Tropfen aus.

„Du magst den jungen Fuchs behalten und aufziehen," sagte der Vater. „Er vermehrt zwar unsere Tischgesellschaft um einen Kopf; allein für einen solchen Kostgänger bleibt immer etwas übrig." Der Fuchs fand sich auch allemal richtig bei der Mahlzeit ein, lernte alles fressen, und hielt sich immer zu dem Hause, als wenn er dazu gehörte. Sein größter Wohlthäter aber blieb Niklas. Er fütterte ihn immer reichlich, und das Tier war ihm sehr zugethan, ließ ihn mit sich spielen, machte allerlei muntere Sprünge, und lief ihm wie ein zahmes Hündlein überall nach.

Allein bald zeigte sich des Fuchses räuberische Natur. Er stahl der Mutter ein Hühnlein und verzehrte es heimlich in dem Gebüsche hinter der Hütte. Die Mutter kam dazu und fing an, laut zu jammern und zu zanken. Der Vater wollte den Dieb totschlagen. Niklas weinte und bat, den armen Schelm zu verschonen. „So mag er denn leben," sagte der Vater; „aber fort muß er."

Den Tag darauf kam der Schmied aus dem nächsten Dorfe mit einem Wagen, eine Fuhr Kohlen zu holen. Er zeigte Lust zu dem Fuchse. „Meine Buben hätten tausend Freuden damit!" sagte er. Da Niklas das Tier doch nicht behalten durfte, so schenkte er es ihm. Der Schmied versprach dem Knaben etwas anderes mitzubringen, woran er Freude haben werde, legte dem Fuchse einen Strick um den Hals, an dem er ihn führte, und fuhr mit seinem Wagen ab. Das arme Tier sah noch oft um und ging ungern mit seinem neuen Herrn. Niklas stand mit Thränen in den Augen vor der Hausthüre und sah seinem lustigen Gesellschafter noch lange recht betrübt nach.

„Laß ihn!" sagte der Vater. „Es geschieht ihm recht. Dem Dieb gehört ein Strick um den Hals. Wenn du einmal so schlecht werden und stehlen könntest, so müßtest du, so lieb ich dich habe, mir auch aus dem Hause — und der Strick würde dir am Ende auch nicht ausbleiben."

---

## 3.

## Das unterirdische Gefängnis.

Niklas vergaß seinen Fuchs und wanderte wieder vergnügt mit seinen Ziegen in den Bergen umher. Einmal weidete er sie am Schloßberge. Als es bereits abend war, und er die Ziegen nach Hause treiben wollte, vermißte er eine davon. Er suchte sie weit umher, und bestieg mit vieler Mühe den steilen Berg. „Vielleicht," dachte er, „hat sich die Ziege in das alte Gemäuer verlaufen." Auch kam ihn eine große Lust an, die alten Mauern und den Turm, das Wunder der Gegend, in der Nähe zu beschauen. Zwar fiel ihm die Warnung seines Vaters ein. Allein er dachte: „Es wird nicht so gefährlich sein; ich will einmal hineingehen."

Von dem ehemaligen Thore waren nur mehr die Trümmer zu sehen. Niklas irrte zwischen den bemoosten Mauern, herabgestürzten Quadersteinen

und verwachsenen Gesträuchen umher. Ganze Bäume, Tannen und Eichen waren aus dem ungeheuren Schutte aufgewachsen. Er staunte den mächtigen Turm an, dessen oberstes Gemäuer zerstört und mit Gesträuch bewachsen war. Er gieng durch das schmale, offene Pförtchen in den geräumigen Turm hinein. Auch hier war alles voll Gebüsch; große, mit dichtem Moose bewachsene Steine lagen umher, und auf den herabgefallenen Mauertrümmern sah man gelbes, verdorrtes Gras. Es schauderte ihn, als er die Verwüstung so ansah. „Mein Gott," sagte er, „der Vater hat doch recht: Der Böse besteht nicht; er verdorrt wie Gras auf öden Mauern." Es lief ihm eiskalt über den Rücken, und er wollte gehen. Jetzt aber bewegten sich auf einmal alle Gesträuche um ihn her, und neigten sich gegen ihn. Es entstand ein dumpfes Gekrach, der Boden wich unter seinen Füßen, und plötzlich versanken Gesträuche und Steine um ihn her — und er mit ihnen! — in einen Abgrund, der so tief war als ein Ziehbrunnen.

Niklas lag nun in einem unterirdischen Gefängnisse, dessen morsches Gewölbe mit ihm eingebrochen war. Ein solches Gefängnis nannte man in den alten Ritterzeiten das Burgverlies. Niklas war vor Schrecken beinahe des Todes; indes hatte er keinen Schaden genommen. Allein bald sah er mit Entsetzen, daß er an den glatten Mauern nicht mehr herauf kommen könne. Es kam ihn eine wahre Todesangst an. Kröten und Nattern, die sich oben zwischen den Sträuchern und Steinen aufgehalten hatten und mit ihm herabgestürzt waren, krochen und zischten um ihn her. Dies verursachte ihm noch größeren Schrecken. Er schrie von Zeit zu Zeit um Hilfe; allein seine Stimme verhallte vergebens zwischen den hohen Mauern.

Weinend und die Hände ringend saß er auf dem Schutte und blickte zu dem klaren, blauen Himmel hinauf, der durch den weiten Riß im Gewölbe, und durch die überhängenden Gesträuche wunderschön zu ihm herableuchtete. „O du lieber, guter Gott," rief er, „der du da droben im Himmel wohnest! Kein Mensch hört meine Stimme, nur du höreſt mich; kein Mensch weiß, daß ich hier bin, nur du siehst mich! O erbarme du dich meiner; laß mich hier nicht umkommen in dieser gräßlichen und fürchterlichen Höhle! Ach verzeih' mir, lieber Gott, daß ich die Warnung meines Vaters nicht befolgt habe! Verzeih mir, und hilf mir wieder herauf. O in meinem ganzen Leben will ich meinen Eltern nicht mehr ungehorsam, und dir beständig dankbar sein!" Er hörte nicht auf, zu beten und zu weinen.

Jetzt war es immer dunkler um ihn her; die Nacht brach ein. An dem Himmel, von dem er nur einen schmalen Streifen sah, flimmerte hie und da ein Sternlein. Das blasse Mondlicht, das durch die leeren Fensteröffnungen des Turmes, und hoch oben in den ganzen offenen Turm herein schien, erhellte die grauen Mauern, und milderte die dichte Finsternis. Allein jetzt vernahm er ein schauerliches Schnauben. Hohles, klagendes Geheul wiederhallte in dem einsamen Gemäuer. Schwarze Gestalten schwebten oben im Turme von Zeit zu Zeit schnell hin und her. Niklas konnte sie zwar nicht deutlich sehen; aber um so größer war seine Furcht. Es schauderte ihn davor. Er schloß die Augen, und Angstschweiß bedeckte seine Stirne. Ihm kamen die gräulichen Gespenstergeschichten zu Sinne, welche ihm die

Fuhrknechte, die zuzeiten Kohlen holten, von dem alten Raubschlosse erzählt hatten. Er flehte innigst und aus allen Kräften der Seele: „O Gott — Gott — rette du mich; o ihr heiligen Engel Gottes, stehet mir bei und beschützet mich!"

Unter Angst und Schrecken gieng ein Teil der Nacht vorüber; endlich schickte Gott dem erschöpften Knaben einen sanften Schlaf, und er schlief bis an den Morgen.

## 4.

## Sehnsucht nach Erlösung.

Der arme Niklas war wohl herzlich froh, als er erwachte und es wieder Tag war. Es war ihm viel leichter um das Herz, da er die Gesträuche zu oberst am Turme von der Morgensonne vergoldet sah. Allein er fing aufs neue an, zu jammern und zu weinen. „O du lieber Gott," betete er, „du hast das schöne Morgenrot geschaffen. Du läßt nach der dunklen Nacht wieder Tag werden. Du kannst auch das größte Leiden in Freude umwandeln. O, ende meinen Jammer — und auch den Jammer meiner guten Eltern! Führe mich wieder zu ihnen, daß wir uns alle wieder miteinander freuen. O das wäre eine Freude, wenn ich wieder nach Hause, oder sie hieher kämen! Sie würden mir bald herauf helfen. Du kannst es noch leichter, du hast mich noch lieber! O hilf mir herauf aus diesem gräßlichen Aufenthalte."

Unter stillen Thränen und wiederholtem, lautem Rufen verfloß ihm der Morgen. Nichts regte sich um ihn; nur kam hie und da ein Vögelein weit oben auf das hohe Gemäuer geflogen und stimmte sein fröhliches Liedchen an. Dem guten Niklas kam aber dieser liebliche Gesang sehr traurig vor. „Ihr habt gut singen,"

sagte er, „ihr munteren, fröhlichen Vögelein! Ihr seid frei, und eure Flügel tragen euch, wohin ihr wollt. Ach, wenn ich auch Flügel hätte, so wollte ich bald oben sein, und zu meinen lieben Eltern nach Hause fliegen! — Doch ohne Wissen und Willen des Vaters im Himmel fällt ja keines von euch zur Erde. Gott weiß es und es ist sein Wille, daß ich in diese Grube fiel. Er hat mich doch lieber als euch alle, er, der für euch sorgt, wird auch meiner hier nicht vergessen."

Bisher hatte der arme Knabe vor Angst und Jammer nicht an Essen und Trinken gedacht. Als aber bereits der Mittag vorüber war, regte sich der Hunger. Zum Glück hatte er noch etwas Brot und Ziegenkäse in seiner Hirtentasche. Er aß etwas weniges davon — und netzte jeden Bissen mit Thränen. „Wie bald wird der kleine Vorrat zu Ende sein," sagte er, „und dann muß ich Hungers sterben. Doch der liebe Gott, der die Vögelein ernährt, wird mich nicht verschmachten lassen."

Allein jetzt wurde Niklas von heftigem Durste gequält. Er war schon gestern an dem schwülen Nachmittage und am Abende sehr durstig gewesen; das trockene Brot, nebst dem sauren Käse, wovon er eben gegessen hatte, vermehrten seinen Durst. „Ach du lieber Gott," seufzte er mehrmal, „laß mich doch nicht verdursten! Du tränkest ja alle Gräslein und Blümlein mit Tau und Regen; o gieb mir nur ein Tröpflein Wasser!" Er fühlte sich sehr matt, und legte sein Haupt auf einen Stein.

„Lieber Gott," sagte er mit Thränen, „o wenn ich denn hier verschmachten soll, so laß mich jetzt sanft einschlafen und im Himmel bei dir wieder erwachen. Nur tröste meinen guten Vater, meine liebe Mutter, und auch die kleine Thekla!

## 5.

## Neue Schrecken.

Niklas blieb eine Weile so liegen, schlummerte endlich ein, und schlief bis gegen Abend. Ein furchtbarer Donner schreckte ihn aus dem Schlafe auf. Es war bereits dunkel. Der Himmel hatte sich mit schweren Gewitterwolken überzogen, und es war früher Nacht geworden. Ein gewaltiger Sturmwind brauste in dem hohlen Turme und mancher losgerissene Stein fiel mit großem Getöse in den Turm herab. Der zitternde Knabe war des Lebens nicht mehr sicher; er fürchtete, das Gewölbe möchte vollends einstürzen und ihn erschlagen. Er flüchtete sich in die äußerste Ecke seines Gefängnisses. Indessen blitzte es fast unaufhörlich, als stünde der ganze Turm in Flammen und die schrecklichen Donner schienen seine alten Grundfesten zu erschüttern.

Niklas betete mit aufgehobenen Händen. Jetzt rauschte ein mächtiger Platzregen nieder. Niklas sah bei dem Glanze der Blitze, die alles um ihn her erleuchteten, daß alle Blättlein der Sträucher umher vom Regen tröpfelten. „O du lieber Gott," rief er freudig, „wie gut bist du!" Ich habe dich nur um ein Tröpflein Wasser gebeten, und du giebst mir nun deren

viele tausende. Dieses Gewitter, vor dem ich zitterte und bebte, ist die größte Wohlthat für mich. Du bist in allem, was du thust, die lautere Güte."

Niklas faßte die großen, schweren Regentropfen, die an den Blättern hingen, mit dem Munde auf und stillte seinen Durst.

Das Gewitter verzog sich. Es blitzte zwar noch sehr stark; allein es donnerte nur mehr dumpf aus weiter Ferne her.

Niklas fühlte sich aufs neue im Vertrauen auf Gott gestärkt und betete: „O du lieber Gott im Himmel, o gieb es meinem Vater doch ein, daß ich hier bin! Er denkt nicht daran, mich hier zu suchen. O laß es ihm durch einen Engel heute nacht im Traume ins Ohr sagen! Da wird er gleich aufstehen und hieher kommen und mich aus meiner Gefangenschaft erlösen."

Der Regen hatte nunmehr aufgehört. Man hörte nunmehr gar nicht mehr donnern. Nur blitzte es noch von Zeit zu Zeit; dann war wieder Finsternis und Todesstille umher. Jetzt hörte der erschrockene Knabe oben am Rande des offenen Gewölbes etwas herumschleichen und vernahm das Rasseln einer Kette. Ja er sah bei dem Glanze der Blitze, daß es zu ihm herunterschaute. „Ach Gott, was ist wohl dieses?" dachte Niklas. „Ach, ich fürchte, es ist ein Gespenst!" Ihm wurde aufs neue angst und bange. Es verschwand wieder und er hörte die Kette nicht mehr; aber nicht lange, so winselte und scharrte etwas dicht neben ihm zunächst der Mauer, an der er saß, unter dem Boden. Er fuhr mit Entsetzen auf, und entwich in eine andere Ecke seines Gefängnisses. Allein das unbekannte, gefürchtete Wesen arbeitete sich aus der Erde hervor, und sprang im Dunkeln auf Niklas zu, und an ihm hinauf. Niklas stieß einen Schrei des Schreckens nach dem andern aus. Jetzt blitzte es wieder, und Niklas erkannte nun das vermeinte Ungetüm. Es war sein getreuer Fuchs.

Der Schrecken des Knaben verwandelte sich in Freude. Der Fuchs liebkoste ihn, und schmiegte sich um seine Füße; dann sprang er wieder freudig in großen Sprüngen umher. „Du gutes Tier," sagte Niklas, „du bist also das gefürchtete Gespenst! O sei mir tausendmal willkommen! Ja ja! du hast es nicht vergessen, daß ich dich einmal aus der Steingrube erlöste, du dankbares Tier, und kommst nun zu mir, und suchst mich in meiner Schreckenshöhle heim, und würdest mich gern erlösen, wenn du nur könntest. — Aber was hast du denn da am Halse? Das ist ja ein Stück von einer Kette! Hat dich jener böse Schmied an die Kette gelegt? Nun, nun, du bist doch wieder aus deiner Gefangenschaft erlöst worden. Auch ich bin gleichsam mit Ketten hier angefesselt; aber ich denke, der liebe Gott will mich durch dich vielleicht von diesen meinen Ketten, die zwar nicht von Eisen, aber doch sehr fest sind, wieder losmachen. Ja, ja! gewiß hat er dich gesendet, mich zu erlösen!

Dem bekümmerten Knaben war es jetzt wieder leichter um das Herz, da er ein bekanntes, lebendes Wesen um sich hatte. Alle Furcht war ihm vergangen. Er suchte eine trockene Stelle in dem Gewölbe, setzte sich auf einen Stein, und der Fuchs legte sich zu seinen Füßen.

## 6.

## Befreiung aus dem Kerker.

Als die Morgendämmerung anbrach, und es etwas heller wurde, dachte Niklas: „Ich muß doch sehen, wo der Fuchs hereingekommen ist; vielleicht kann ich dort hinauskommen.“ Er bemerkte zunächst am Boden eine kleine Öffnung, die von dem herabgefallenen Schutte des eingebrochenen Gewölbes verschüttet gewesen, ehe sie der Fuchs wieder aufwühlte. Niklas arbeitete den Schutt vollends hinweg, und entdeckte einen engen unterirdischen Gang. Er wagte sich hinein, tappte im Finstern immer weiter und weiter fort, und meinte das Ende nicht zu erleben. Endlich kam er glücklich zur Seite des Berges heraus.

Wie es ihm um das Herz war, als er aus dem tiefen Dunkel heraustrat, und sich nun frei sah, den goldenen Morgenhimmel erblickte und die aufgehende Sonne und all die grünen Berge umher, von dem nächtlichen Gewitter erfrischt, und jedes Kräutlein, jedes Blümlein und Blättlein von hellen Regentropfen funkelnd, — das läßt sich nicht aussprechen. Es war ihm nicht anders, als sei er vom Tode erstanden. „O du guter, lieber Vater im Himmel!“ rief er, und fiel auf die Kniee nieder. „Du hast mich errettet! Dir — dir sei inniger Dank! Ja, es bleibt wahr, du verläßt keinen, der auf dich vertraut. Dank, Dank — ewiger Dank sei dir!“

Er stand auf, und eilte nun, was er konnte, seinen lieben Eltern zu, und der Fuchs begleitete ihn.

In seiner väterlichen Wohnung war inzwischen große Trauer gewesen. Als abends die Ziegen ohne ihren kleinen Hirten heimgekommen waren, so hatte dieses schon allen im Hause kein gutes Zeichen geschienen. Vater, Mutter und Schwester hatten ihren lieben Niklas noch in der Nacht und den ganzen darauffolgenden Tag überall vergebens gesucht. Ihn droben in dem alten Schlosse zu suchen, schien ihnen unnötig, weil der Vater es ihm verboten hatte, dahin zu gehen. Sie fürchteten, er sei von einem Felsen gestürzt oder in den reißenden Waldstrom gefallen.

Wie sie nun alle drei an dem schönen Morgen so traurig in der Stube da saßen, und von nichts, als dem großen Unglück redeten, das dem armen Niklas begegnet sein müsse, und als sie ihn bereits als tot beweinten — öffnete Niklas auf einmal die Thüre und trat frisch und gesund herein. Alle schrieen laut auf vor Freudenschrecken. „O Gott im Himmel!“ rief der Vater. „Niklas, bist du es wirklich, oder ist's dein Geist!“ „O Niklas! Niklas!“ rief die Mutter, indem sie ihn weinend in ihre Arme schloß; „wir hielten dich alle für tot. Ach, du hast uns ein großes Leid angethan! Was ist dir doch begegnet!“ Auch die Schwester kam mit ihren rotgeweinten Äuglein herbei, und grüßte ihn freundlich.

Nachdem die ungestüme Freude sich ein wenig gelegt hatte, sprach der Vater zu Niklas: „Erzähle nun, wo du so lang geblieben bist! Denn es muß dir doch irgend ein Unfall begegnet sein!“ Die Mutter aber sagte:

„Niklas, warte noch ein wenig mit dem Erzählen, bis ich dir zuvor eine gute Milchsuppe um Frühstück gekocht habe." Die geschäftige, liebevolle Mutter war bald damit fertig, und Niklas aß nun, und fing während des Essens an zu erzählen, und alle setzten sich um den Tisch, um zuzuhören. Auch der Fuchs saß zu den Füßen des Niklas, und schaute beständig zu ihm hinauf, und verwandte kein Auge von ihm — nicht um zuzuhören, sondern um seinen Anteil am Frühstücke zu bekommen.

---

## 7.

## Väterliche Ermahnungen und Dankbarkeit gegen Gott.

Niklas erzählte ausführlich, wie in dem alten Turme der Boden mit ihmgebrochen, wie er in das fürchterliche Gewölbe, weit unter der Erde, hinabgefallen, und wie er da weinte, betete, hungerte, durstete und so große Ängsten ausstand. Mutter und Schwester wischten bei dieser Erzählung eine Zähre nach der andern ab, und die Mutter sagte: „Ja, ja, Not lehrt beten. Und in der heiligen Schrift steht: So spricht der Herr: Ruf' mich an in der Not, und ich werde dich erretten."

Als Niklas von dem gräßlichen Geheule und den schwarzen flatternden Schreckensgestalten redete, rief Thekla: „O schweig, mir schauert die Haut; ich wäre vor Furcht gestorben!" Der Vater aber sprach: „Sei doch nicht so einfältig; das waren Nachteulen, sonst nichts. Erzähle weiter, Niklas."

Niklas erzählte, wie in der schrecklichen Gewitternacht das treue, dankbare Tier zu ihm gekommen. „Ich denke," sprach Niklas, „der Fuchs wollte mich aus meinem Kerker befreien, wie ich ihn aus jener Grube befreit habe. „Das," sagte der Vater, „mochte die Absicht des Fuchses nicht sein, lieber Niklas. Indes ist doch so viel gewiß: Obwohl der Fuchs ein unvernünftiges Tier ist, so hat er doch Gefühl für seinen Wohlthäter, und suchte dich auf, sobald er auf deine Spur kam. Es ist dies immer schön — und mancher Mensch, der kein Gefühl für Wohlthaten hat, könnte von dem Tiere lernen."

Endlich erzählte Niklas noch, wie er durch die Öffnung, durch die der Fuchs hereingekommen, glücklich hinausgekommen. „Und so," sagte Niklas, und stellte dem Fuchse den Rest der Milchsuppe auf den Boden, „war doch der Fuchs die Ursache, daß ich aus meinem Kerker befreit wurde."

„Gott hat dich befreit!" sagte die Mutter. „Ihm danke du — und ihm können wir alle nicht genug danken. Indes ist es schon wahr, daß Gott sich dieses Tieres bediente, dich zu retten. Gott lenkte es so, daß der Fuchs von seiner Kette abreißen und die Öffnung zu deinem Kerker finden mußte. Ja, daß du damals das fast verhungerte Tier fandest, war schon Gottes Fügung, dir durch dasselbe das Leben zu retten. Hättest du aber, wie es manche mutwillige Buben machen, das Tier zu Tode gemartert, so wärest du, zu deiner wohlverdienten Strafe, in dem Raub-

neste da droben auch um das Leben gekommen. Darum sag' ich euch immer, wir sollen gegen alle Geschöpfe mitleidig sein."

Der Vater fügte noch bei: „Kann übrigens ein unvernünftiges Tier dem Menschen solche Dienste leisten, wie vielmehr kann der Mensch dem Menschen zum Heile werden! Darum seid doch nie gegen den geringsten Menschen hart. Es wäre dies nicht nur eine Sünde gegen Gott und Menschen; sondern ein solcher Mensch handelte wohl recht sich selbst zum Schaden. Es ist ja schon geschehen, daß der ärmste Bettler einem Fürsten das Leben rettete! Laßt uns daher, aber nicht aus Eigennutz, sondern aus liebevollem Herzen, wohlthätig gegen alle Geschöpfe Gottes sein, vorzüglich gegen das vornehmste aller Geschöpfe auf Erden — gegen den Menschen."

Hierauf gab der Vater dem Niklas noch einen ernstlichen, aber wohlgemeinten Verweis. „Ich habe," sprach er unter anderm, „dich treulich gewarnt, du solltest das alte Schloß nicht betreten, weil dir dort leicht ein Unglück begegnen könnte. Ich habe es dir strenge verboten, dahin zu gehen. Du aber hast auf meine väterliche Warnung nicht geachtet; du hast mein Gebot übertreten. Siehst du nun, wie bös es ist, wenn Kinder ihren Eltern nicht gehorchen? Dein Ungehorsam war Ursache, daß du in jenen Abgrund gestürzt und beinahe um das Leben gekommen bist. Viele Kinder haben sich schon durch ihren Ungehorsam unglücklich gemacht. Sie haben Hals und Bein gebrochen, sind im Wasser ertrunken, oder auch, wie du, in einen Abgrund gestürzt. Allein der schrecklichste Abgrund ist der Abgrund von Sünde und Elend, wohin der Ungehorsam führt. Manche ungehorsamen Kinder haben sich nicht nur zeitlich, sondern ewig unglücklich gemacht. Darum, ihr lieben Kinder, gehorcht euren Eltern, die es so gut mit euch meinen. Gedenket des vierten Gebotes, ehret Vater und Mutter, so wird es euch wohl gehen, und ihr werdet lange leben auf Erden."

Am folgenden Tage kam der Schmied, um einen Wagen voll Kohlen zu holen. Als er den Fuchs erblickte, rief er: „Ich dachte wohl, ich werde ihn hier finden. Ich habe daher eine neue, stärkere Kette mitgebracht, die gewiß halten soll." Zu Niklas sprach er: „Dir, Niklas, habe ich den Fuchs noch nicht bezahlt. Sieh, da hast du anstatt des versprochenen Geschenkes einen neuen, glänzenden Gulden!"

Aber Niklas rief: „Nein, nein, den Fuchs geb' ich nicht für tausend Gulden!" Er erzählte, welchen großen Dienst ihm das treue, dankbare Tier erwiesen habe. Der Schmied sagte: „Nun schenke ich dir zu dem Gulden noch die Kette! Denn wenn deine Mutter nicht um alle ihre Enten und Hühner kommen will, so mußt du den Fuchs an die Kette legen!"

Am nächsten Sonntage dankten Eltern und Kinder dem gütigen Gott für die Rettung des Niklas zuerst morgens in der Kirche; am Nachmittage aber gingen alle miteinander auf das alte Raubschloß, um auch dort Gott zu danken. Auch wollten die Eltern und Thekla doch sehen, wo Niklas gesteckt habe.

Als sie den Berg erstiegen hatten, und bei dem Eingange angekommen waren, sprach der Vater: „Laßt mich vorangehen, und geht alle hinter mir her, damit keinem von euch ein neues Unglück begegne." In das

Pförtchen des Turmes ging der Vater zuvor ganz allein hinein, um erst nachzusehen, ob noch einiger Boden fest genug sei, darauf stehen zu können. Er fand ein vorstehendes festes Quaderstück, worauf zwei Personen bequem stehen konnten. Er rief zuerst die Mutter und alsdann die übrigen, jedes besonders herein. Die Mutter schaute mit Furcht und Zittern hinab in das tiefe, dunkle Gewölbe und sprach: „Ach Gott, da drunten ist's schauerlich! Wir können Gott nicht genug danken, daß er dem Niklas da wieder heraufgeholfen hat. Das Sprichwort bleibt doch wahr: „Der Herr führt in die Grube und wieder heraus!"

„Das thut er," sprach der Vater, „um uns über unsere Fehler und Vergehungen zurecht zu weisen, um uns für unsern Leichtsinn zu bestrafen, um uns in der Geduld und im Vertrauen zu üben! Niklas hat das erfahren. Gott gebe, daß jeder Mensch, der in große Not gekommen, wie Niklas, am Ende mit David beten könne: „Du, o Herr, hast mich in viele und große Angst kommen lassen; du hast dich aber wieder zu mir gewendet, mir auf's neue das Leben gegeben, und mich wieder heraufgeführt aus dem Abgrund der Erde."

# Die Nachtigall.

## 1.

### Der Hirtenknabe.

Die Gräfin von Sternfeld befand sich mit ihren drei Kindern, einem jungen Grafen und zwei jungen Gräfinnen, auf der Reise aus der Hauptstadt nach ihrem Landgute. Der Postillon war in dem Walde irre gefahren. Auf dem rauhen Wege brach ein Rad. Mutter und Kinder stiegen erschrocken aus. Die Gräfin war um so bekümmerter, da die Sonne bereits unterging. Die jungen Gräfinnen waren in tausend Ängsten und fürchteten, im Walde übernachten zu müssen. Der junge Graf suchte sie zu trösten. Der Postillon schmähte über den schlechten Weg, kratzte sich hinter den Ohren und wußte sich nicht zu helfen.

Da kam ein Hirtenknabe herbeigesprungen und sagte: „Da ist leicht zu helfen. So viel ich sehe, läßt das Rad sich ohne viele Mühe ausbessern. In einem Dorfe an der Landstraße, nicht weit von hier, wohnt ein trefflicher Wagner. Der Holzweg, auf den der Herr Postillon geriet, führt gerade dahin. Der Wagner wird das zerbrochene Rad bald wieder hergestellt haben."

Der Knabe blickte umher und rief freudig: „Dort liegt eine Stange; mit der kann man die Kutsche stützen, und sie so weiter schleifen. Der Fahrweg von hier in das Dorf ist freilich ziemlich schlimm und beträgt beinahe eine Stunde. Allein es giebt von hier aus keine bessere und nähere Straße, weder in dieses noch in ein anderes Dorf. Wenn es aber der gnädigen Herrschaft gefällig wäre, so wollte ich sie den Fußweg führen, der eine halbe Stunde näher, und überaus schön und angenehm ist."

Die Gräfin äußerte einige Bedenken, ob man die Stange nehmen dürfe. „Ei!" sagte der Knabe, „sie gehört eben dem Wagner, so wie all das Holz, das dort liegt, und das er im verflossenen Winter gefällt hat. Es wird ihm lieb sein, daß er die Stange nun nicht nach Hause zu tragen braucht." Der Knabe holte die Stange und half sehr flink und geschickt dem Postillon, sie mit Stricken an der Kutsche zu befestigen. Die Kutsche fuhr langsam, indem der Postillon neben den Pferden herging, auf dem

holperigen Wege weiter. Die gräfliche Familie aber begab sich auf den Fußweg, der sich zwischen grünenden Erlen und blühenden Hagedornen längs an einem hellen Bache hinzog.

Da fing eine Nachtigall an zu schlagen. Die Gräfin setzte sich mit den zwei jungen Gräfinnen auf den Stamm einer gefällten Buche, um dem Vogel zuzuhören. Der junge Graf, etwa sechzehn Jahre alt, lehnte sich in einer kleinen Entfernung an eine Birke. Alles war stille. Nur der Abendwind flüsterte leise in den Blättern der Bäume, und sanft rauschte das nahe Bächlein. Mutter und Kinder horchten mit gleich großem Wohlgefallen auf den herrlichen Gesang des Vogels.

Als die Nachtigall schwieg, sprach die Gräfin: „Hundert Gulden gäbe ich darum, wenn ich den Vogel in unserem englischen Garten hätte! In der Stadt habe ich zwar schon viele Nachtigallen singen gehört. Aber hier auf dem Lande, in der einsamen waldigen Gegend und in der tiefen Stille umher, jetzt bei anbrechender Dämmerung, da die Sichel des Mondes immer heller wird und der Abendstern bereits am Himmel glänzt, hier klingt der liebliche Gesang des Vogels ohne Vergleich schöner. In der That, hundert Gulden ließ ich mich kosten, wenn ich die holde Sängerin abends in dem kleinen Lustwäldchen an meinem Schlosse hören könnte!"

„Hm," sagte der Hirtenknabe, der neben dem jungen Grafen stand, „die hundert Gulden ließen sich leicht verdienen!" Der Graf winkte dem Knaben, zu schweigen, weil die Nachtigall wieder zu schlagen anfing. Nachdem sie wieder aufgehört hatte, stand die Gräfin mit ihren Töchtern auf, um sich in das Dorf zu begeben. Der junge Graf blieb im Gehen mit dem Hirtenknaben etwas zurück, und ließ sich mit ihm in ein Gespräch ein.

„Von einer Nachtigall im Käfige," sprach er, „ist hier nicht die Rede. Meine Mutter wünschte in ihrer schönen Gartenanlage, worin sehr liebliche, schattenreiche Gebüsche sind, eine Nachtigall zu hören, die da im Freien nistete, jeden Frühling wiederkehrte und ohne Menschenpflege ihr herrliches Lied anstimmte."

„Das begriff ich gar wohl," sagte der Knabe. „Ich möchte auch keine Nachtigall fangen, um sie in die Gefangenschaft auszuliefern." Er erkundigte sich hierauf um die Beschaffenheit des Wäldchens, und sagte dann: „Ich glaube im stande zu sein, die Nachtigall nebst ihrem Neste dahin zu versetzen. Ich weiß sehr gut, wie das anzugehen ist. Ein Mann, der hier im Walde leider schon manche Nachtigall fing, sagte mir alles. Wo nicht in dieser Woche, doch gewiß in der kommenden Woche muß die Nachtigall dort schlagen, daß es im ganzen Wäldchen wiederhallt."

Der Graf blieb stehen und betrachtete den Knaben. Der Knabe hatte sehr helle, lebhafte blaue Augen, blühende, rote Wangen, und seine gelben Locken hingen bis auf die Schultern herab, und quollen hie und da aus dem zerrissenen schwarzen Strohhute hervor.

„Was wolltest du denn mit den hundert Gulden anfangen?" fragte der Graf.

„O," sagte der Knabe und die Thränen standen ihm in den Augen, „mit hundert Gulden wäre uns aus aller Not geholfen! Sehen Sie," sprach

er weiter, „mein Vater ist ein armer Tagwerker, nie recht gesund, und wirklich sehr krank. Eben gehe ich hin, ihn zu besuchen und ihm abzuwarten, denn meine Mutter ist schon vor zwei Jahren gestorben. Mein Dienstherr, der Bauer, dem der Hof dort drüben im Walde gehört, hat mir auf einige Tage Urlaub gegeben. Ich hüte ihm die Ziegen. Aber viel bringt mir das nicht ein. Es dient bloß dazu, daß ich meinem Vater von der Schüssel komme. Geben kann ich ihm wenig. Da kommt es mir denn oft in den Sinn, wenn ich so im Walde dasitze, das Viehhüten sei doch fast nur eine Art von Müßiggang. Du könntest, sage ich oft bei mir selbst, wohl etwas Besseres thun, und deine Jugend nicht so unnütz zubringen. Wenn ich im Gebirge so ganz allein bei meinen Ziegen bin, so flehe ich oft auf meinen Knieen und mit Zähren in den Augen zum lieben Gott, er wolle mir doch dazu helfen, einmal ein nützlicher, brauchbarer Mann zu werden. Ich möchte aber von der Welt nichts lieber als ein Handwerk lernen. — Und zwar wünschte ich ein Wagner zu werden. Es ist doch etwas Schönes, wenn man aus dem Holze, das hier im Walde gehauen wird, eine so prächtige Kutsche, wie die Ihrige, zustande bringen kann! Ich redete auch schon öfter mit dem Wagnermeister, der das Wagenrad ausbessern wird und dem auch der Baum gehört, auf dem die gnädige Frau Mutter saß. Allein unter fünfzig Gulden will der Meister mich nicht in die Lehre nehmen. Auch sagte er, ich müsse mich zuvor besser kleiden, und mich mit Weißzeug versehen, was wieder gegen fünfzig Gulden kosten würde; denn so wie ich gehe und stehe, in dieser ärmlichen Joppe, will mich der Meister, der ein sehr ordentlicher Mann ist, nicht annehmen. Das würde also zusammen hundert Gulden betragen, und so viel vermögen ich und mein Vater nicht. Wenn wir all' unser Hab' und Gut verkaufen wollten, gäbe uns kein Mensch 100 Gulden dafür."

„Armer Knabe," sagte der Graf gerührt, „weine nicht! Wenn alles so ist, wie du sagst, so soll dir geholfen werden. Bringst du mir ein schriftliches Zeugnis, daß du dich immer gut aufgeführt, und will dich der Wagner wirklich in die Lehre nehmen, so gebe ich dir fünfzig Gulden. Die kannst du erheben, sobald der Vogel im Wäldchen das erstemal schlägt. Und zu den fehlenden fünfzig Gulden wird wohl auch noch Rat werden. Nur darf früher, als bis die Nachtigall sich dort hören läßt, und so der Wunsch meiner Mutter erfüllt ist, kein Mensch etwas davon erfahren, was wir mit dem Vogel vorhaben. Ich möchte ihr gern eine unvermutete Freude machen."

Als die Reisegesellschaft aus dem Walde hervorkam, erschallte sogleich das Posthorn mit freudigem Klange, zum Zeichen, daß alles zur Abreise bereit sei. Es war kaum mehr zweihundert Schritte zu dem artigen Dorfe. Der Wagner hatte seine Sache vortrefflich gemacht, und das Rad wieder in vollkommen brauchbaren Stand gesetzt. Der junge Graf nahm den Wagnermeister auf die Seite und redete wegen des Knaben heimlich mit ihm. Der Meister bestätigte alles, was der Knabe gesagt hatte. „Ich wünschte sehr, ihn in die Lehre zu bekommen," sagte der Meister, „allein wohlfeiler kann ich ihn nicht annehmen. Ich habe so wenig gefordert, als mir in meinen Umständen nur immer möglich ist."

Die Gräfin bezahlte hierauf das Rad, gab dem Knaben ein ansehnliches Trinkgeld, und setzte sich mit ihren zwei Fräulein Töchtern in den Wagen.

Der Graf nannte dem Knaben nun noch insgeheim das Schloß, das drei Stunden entfernt war, sagte ihm, daß er sich dort an den Schloßgärtner zu wenden habe, der ihn gut aufnehmen werde, und stieg dann zu seiner Mutter und seinen Schwestern in den Wagen, und unter dem schmetternden Schalle des Posthorns fuhren sie freudig weiter.

---

## 2.

## Der kleine Vogelsteller.

Der kleine Hirtenknabe, Namens Michael Schnell, ging nun, so spät es auch schon war, noch zu seinem kranken Vater. Er hatte fast zwei Stunden lang zu gehen. Indes leuchtete ihm der Mond noch eine Weile. Unterwegs kaufte er von dem reichlichen Geschenke der Gräfin in einem Marktflecken weißes Brot, etwas Fleisch und eine Flasche Wein zur Erquickung des Kranken.

Zu seiner großen Freude fand er den geliebten Vater viel besser und gänzlich außer Gefahr. Er setzte das Fleisch sogleich an das Feuer, um dem Kranken eine kräftige Fleischsuppe zu bereiten.

Am folgenden Morgen, in aller Frühe, begab er sich in den Wald, wo gestern die Nachtigall so herrlich geschlagen und der Gräfin so viel Vergnügen gemacht hatte. Er wußte das Nest der Nachtigall sehr wohl. In dichtem, schattigem Gebüsche stand ein alter, ausgehöhlter Weidenbaum. Ganz unten an dem alten Stocke war das Nest. Außen bestand es aus dürren Blättern und Binsen; innen aber war es mit Haar und Wolle weich ausgefüttert. Als er es das letztemal besucht hatte, lagen fünf bräunlich grüne Eilein darin. Als er jetzt nachsah, fand er zu seiner großen Freude, daß die jungen Vögelein bereits aus den Eiern ausgekrochen waren. Er lief nun nach Sternfeld, um den Platz ausfindig zu machen, wo er das Nest anbringen wollte, und fand ihn erwünscht. Er eilte zurück in den Wald. Als man im nächsten Dorfe die Mittagsglocke läutete, kam er im Walde an. Es gelang ihm, beide alte Vögel zu fangen. Er sperrte sie, nebst dem Neste mit den Jungen, in einen kleinen Käfig, machte sich damit auf den Weg nach Sternfeld, und kam sehr spät am Abende dort bei dem Gärtner an, der ihn auf's freundlichste bewirtete.

Nächst dem Schlosse war ein liebliches Wäldchen von Eichen und Buchen, Erlen und Birken, auch einigen Akazien und Silberpappeln. Reinliche, mit Kies bestreute Wege schlängelten sich zwischen dem schattigen Gebüsche hin. Hie und da war eine Moosbank, nebst einem ländlichen Tische angebracht. Mitten im Gebüsche sah man einen runden Platz voll prächtiger Blumen und mit Rosenhecken eingefaßt, die bereits zu blühen anfingen. In der Ecke des Wäldchens war, zwischen hohen Felsen und im dichtesten Schatten

der Bäume, eine Einsiedelei angelegt. Sie bestand bloß aus einer kleinen Hütte, mit Schilf bedeckt, und aus einer Kapelle von altertümlichem Aussehen. Ein Bächlein, das schäumend vom Felsen stürzte, floß klar, wie Krystall an der Hütte vorbei, und das angenehme Gemurmel machte den einsamen, stillen Aufenthalt noch angenehmer. Hier war das Lieblingsplätzchen der Gräfin. Sie brachte, wenn ihre Töchter in der Musik oder in den Sprachen unterrichtet wurden, manche Stunde an ihrem Stickrahmen oder bei einem Buche einsam hier zu.

Kaum hundert Schritte von dem Hüttchen stand im dichten Gebüsche, unweit des Bächleins, ein Weidenbaum, der ungefähr wie derjenige aussah, bei dem sich das Nachtigallennest vorher befunden hatte. Der Knabe, der sich den Baum wohl gemerkt und hier alles schon vorbereitet hatte, begab sich nun in der Nacht mit Nest und Vögeln dahin, brachte, da eben der Mond sehr helle schien, das Nest an Ort und Stelle und ließ die Alten los. Der junge Graf sah ihm mit Vergnügen zu und lobte seine Geschicklichkeit.

Am folgenden Morgen lauschte der Knabe, im Gebüsche versteckt, ob die Alten ihre Jungen fütterten. Die jungen fingen bald an, vor Hunger laut zu schreien und es stand nicht lange an, so kamen zu seiner großen Freude die Alten zum Neste geflogen, und brachten den Jungen Futter. „Jetzt ist es gewonnen!" sagte er, eilte zum jungen Grafen und brachte ihm die frohe Botschaft. „In ein paar Tagen singt die Nachtigall gewiß!" versicherte er dem Grafen.

„Gut," sagte der Graf, und die fünfzig Gulden liegen auch schon bereit. Bleib so lange hier, dann kannst du das Geld sogleich mit nach Hause nehmen."

Der junge Graf hatte seinen zwei Schwestern sein Vorhaben entdeckt, die Mama auf ihren kommenden Geburtstag mit dem Gesange der Nachtigall zu überraschen, und alle drei hatten die Summe von ihrem Taschengelde zusammengelegt.

---

## 3.

## Das Geburtsfest der Mutter.

Nach zwei Tagen feierte die Gräfin ihren Geburtstag. Die Sonne ging herrlich auf; der ganze Himmel war rein und unbewölkt. Der Graf ging in die Einsiedelei — und horch! da schlug die Nachtigall entzückend schön. Den Tag hindurch war großer Besuch in dem Schlosse. Als am späten Abende die Fremden fort waren, sagte die Gräfin zu ihren Kindern: „Nun müssen wir doch noch eine Stunde des geräuschvollen Tages einer stillen Feier widmen."

Sie ging mit ihren drei Kindern in den Garten. Es war ein herrlicher Frühlingsabend. „Wir könnten wohl in der Einsiedelei zu abend essen," sagte der Graf, „dort ist es doch gar so schön!"

Die Gräfin ging hin. Man setzte sich auf Strohstühle um den runden Tisch unter der großen Eiche vor der Hütte. Der Mond schien durch die Äste der Eiche, bestreute das vorbeifließende Bächlein mit kleinen flimmernden Sternchen, beleuchtete Hüttchen und Kapelle zur Hälfte, und spiegelte sich im Silbergeschirr der Tafel. Die jungen Gräfinnen hatten Nachtviolen und Reseden hieher gepflanzt, und überdies verschiedene, wohlriechende Blumen in Geschirren hieher bringen lassen, die, vereint mit den Düften der Geisblattblüte am Eingange des Hüttchens, die Luft mit den süßesten Gerüchen erfüllten.

„Jetzt bin ich erst recht seelenvergnügt," sagte die Gräfin. „Was sind die rauschenden Vergnügungen des Tages gegen diese selige Abendstunde? Was ist unser prächtiger Saal gegen diese Schönheit der Natur umher? Wie leer und geistlos finde ich das Lärmen der vielen durcheinander redenden Menschen gegen vertrauliche weise Gespräche!"

Die Kinder erneuerten ihre Wünsche. „O bleibt nur immer fromm und gut, liebe Kinder," sagte die Gräfin, „dann habe ich auf Erden keinen Wunsch mehr; dann bin ich die glücklichste Mutter! — Schnell sind Jahre

dahin; nur das Gute bleibt. Wo ihr auch künftig leben werdet und den Tag der Gesellschaft preisgeben müßt, so sammelt euer Gemüt doch allzeit am Abende wieder. An einem solchen schönen, stillen Abende ist Gott unserem Herzen immer näher." Sie schwieg gerührt; die Kinder schwiegen auch; es war eine feierliche Stille gerührter Herzen. —

Jetzt fing ganz unerwartet die Nachtigall an, herrlich zu schlagen. Die Gräfin war erstaunt, und hörte zu, bis die Nachtigall wieder schwieg. „Ich danke euch für eure Liebe, beste Kinder", sagte sie jetzt; „allein den Vogel hättet ihr nicht einsperren sollen. Es ist doch grausam! — Genug, daß ihr mir eure Liebe bezeigt habt; schenkt ihm jetzt wieder die Freiheit"

„Er ist schon in der Freiheit," sagte der Graf. „Dort sitzt er auf dem Weidenbaume. Er nahm schon Besitz von dem Wäldchen! Er ist jetzt da wie zu Hause, und ich denke, er wird alle Frühlinge wieder kommen."

„Wie ist das möglich?" fragte die Gräfin. „Die ältesten Leute erinnern sich nicht, hier eine Nachtigall gehört zu haben."

„Liebste Mutter," sagte Karl, „du wünschtest oft, daß eine Nachtigall dieses dein Lieblingsplätzchen hier verschönern möchte. Jener arme Knabe, der uns neulich im Walde aus einer großen Verlegenheit geholfen, half mir diesen Wunsch erfüllen."

Der Graf erinnerte daran, wie die Mama dort gesagt habe: „Hundert Gulden gäbe ich darum, wenn ich den Vogel in dem Wäldchen an meinem Schlosse hätte," — und erzählte dann, wie der Knabe diese Worte sogleich aufgefaßt und ihren Wunsch in Erfüllung gebracht habe.

„Du wirst es daher nicht ungnädig nehmen," fügte er noch bei, „daß wir die fünfzig Gulden so verwendeten. Dir eine Freude zu machen, würden wir eben so viele Goldstücke für nichts achten. Der Knabe hätte es zwar auch wohlfeiler gethan. Allein wir dachten: Wenn uns der Kleine auch nicht diese große Gefälligkeit erzeigt hätte, so wäre er's doch wert, daß wir ihm diese Wohlthat erweisen. Es ist eine Wohlthat für sein ganzes Leben und vielleicht der Grundstein zu seinem künftigen Glücke! Vielleicht, wenn er einst ein glücklicher Mann ist, und wir schon längst im Grabe ruhen, denkt er noch dankbar an uns zurück und segnet unsere Asche!"

„Ihr habt schön und edel gehandelt, liebe Kinder," sagte die Gräfin gerührt; „und mit so großem Entzücken ich die Nachtigall das erstemal hier höre und mich eurer kindlichen Liebe freue, so rührt es mich doch noch mehr, daß ihr ein Herz habt, das groß genug ist, eine Summe Geldes, die zu eurem Vergnügen bestimmt war, hinzugeben und auf euer Vergnügen Verzicht zu leisten, um andere zu erfreuen. Eure Mutter will euch nicht nachstehen. Solche Feste, wie das Andenken der Geburt, können wir nicht besser feiern, als durch Wohlthätigkeit gegen Dürftige. Wir können dem großen Wohlthäter da oben für das Glück, das er uns gab, nicht besser danken, als wenn wir darauf bedacht sind, Glückliche zu machen."

„Indes," sprach die Gräfin weiter, „möchte ich mich doch überzeugen, ob diese Wohlthat gut angewendet sein wird."

„Wir könnten das Geld nicht besser anwenden," sagte der Graf und erzählte sein Gespräch mit dem Wagner, der das zerbrochene Rad ausgebessert hatte. „Um indes," sagte der Graf, „noch sicherer zu gehen, schrieb ich an den Pfarrer des Dorfes, in dem der Knabe geboren ist, und erkundigte mich näher über den Knaben. Ich schickte einen eigenen Boten mit dem Briefe hin und erhielt auch sogleich Antwort. Ich habe das Antwortschreiben bei mir. Höre einmal: Der würdige Pfarrer schrieb: „Ein größeres Werk der Barmherzigkeit können Sie nicht thun, als daß Sie den armen Michael Schnell ein Handwerk lernen lassen. Er ist ein Knabe von seltenen, ausgezeichneten Talenten. So lange ich mir denke, kam kein so fähiger, aufgeweckter Kopf in die Schule und das Herz des Knaben ist ebenso gut und unverdorben. Ich hatte immer gewünscht, daß er studieren könnte. Er liest, schreibt und rechnet so gut als der Schullehrer, und findet große Freude daran. Allein zum Studieren, was auch zu viel kosten würde, hat er doch nicht recht Lust. Das beständige Stillsitzen, sagt er, möchte ihm nicht gut anschlagen; er wünsche sich lieber ein Geschäft, wobei man allerdings den Verstand gebrauchen, aber doch auch sich regen und Hände und Füße bewegen müsse. Und da glaubt er, das Beste für ihn wäre, ein Wagner zu werden. Das denke ich auch und bemerke nur noch, daß der Wagnermeister dahier ein trefflicher Arbeiter und ein guter, rechtschaffener Mann ist. Helfen Sie also dem Knaben immerhin dazu, daß er zu dem wackern Meister in die Lehre kommt. Gott wird Ihnen diese edle Handlung hier und dort gewiß reichlich vergelten. Denn unser göttlicher Erlöser sagte ja: „Wer ein solches Kind in meinem Namen aufnimmt, der nimmt mich auf." So schrieb der Pfarrer, und ich denke, wir werden das Geld nicht unnütz ausgeben."

„Nun wohl," sagte die Gräfin, „ich werde zu euern fünfzig Gulden noch fünfzig Gulden hinzulegen, damit die Summe der hundert Gulden voll werde und damit der Knabe seinem Vater eine Freude mit nach Hause bringe, die für ihn nicht größer sein kann als die Freude, die ihr mir durch den Gesang der Nachtigall und noch mehr durch eure edle, wohlthätige Handlung gemacht habt."

Die Gräfin, von den seligsten Empfindungen ergriffen, schwieg eine Weile und sagte dann: „Unerschöpflich reich ist die Natur an schuldlosen Freuden für uns! Alle Sinne werden in diesem Augenblick hier in diesem Garten ergötzt. Der helle Glanz des Mondes, durch den Schatten der Eiche noch mehr gehoben; der herrliche Gesang des Vogels in der feierlichen Stille der Nacht, und durch den Wiederhall vom Felsen verstärkt; der liebliche Geruch der Nachtviolen und des Geisblattes; die laulichte, abgekühlte Luft nach dem schwülen Tage; die Milch und Erdbeeren hier — o keine Illumination und kein Feuerwerk, kein rauschendes Konzert, keine künstlichen Wohlgerüche, keine Königstafel könnte mich mehr befriedigen.

„Alle Freuden bei dieser kleinen Abendmahlzeit sind mir aber noch einmal so schön, wenn ich denke, daß die Liebe meiner Kinder und die Liebe des Vaters im Himmel sie mir bereitete! Alle Freuden der Natur müssen uns noch so erhebend werden, wenn wir das Gefühl im Herzen tragen,

wohl gethan zu haben und uns nur Gutes bewußt sind! — Aber unendlich höher werden sie erst, wenn wir es erkennen und dankbar empfinden, daß ein gemeinschaftlicher Vater dort oben mit einem Herzen voll Liebe sie uns alle — alle giebt und wenn wir dabei denken können, daß er mit Wohlgefallen auf uns herabsieht."

Sie blickte mit Augen voll Thränen zum Himmel. „Dort oben," sprach sie, „im Himmel bei Gott ist es noch unendlich schöner und besser, als hier auf Erden. Dort, bei Gott ist, wie ich hoffe, mein unvergeßlicher, zu frühe verblichener Gemahl, euer geliebter Vater. Ach, von der Stunde an, da Gott ihn zu sich genommen hat, seid ihr, meine lieben Kinder, meine einzige und meine größte Freude auf Erden. Meine seligste Hoffnung aber ist, daß ihr immer fromm und gut bleiben werdet und daß wir einst alle uns dort im Himmel wieder zusammen finden werden."

---

## 4.

## Der Wagnergesell.

Am folgenden Morgen ließ der Graf den Knaben rufen und zählte ihm hundert Gulden in lauter neuen Stücken vor. Der gute Knabe bezeigte dem Grafen seinen innigsten Dank und eilte voll unbeschreiblicher Freude mit dem Gelde nach Hause. Als er bei der armen väterlichen Hütte ankam, bemerkte er durch das niedrige Fenster und an dem rauchenden Kamine, daß der Vater nicht in der Stube sei, sondern in der Küche sein kleines Mittagessen bereite. Er schlich in die Stube und legte die schönen Silberstücke in langen Reihen auf den Tisch. Als der Vater mit einem irdenen Schüsselchen voll Milchsuppe in der einen Hand und einer Schüssel rauchender Erdäpfel in der andern zur Thüre hineintrat und den Tisch ganz mit glänzendem Silber bedeckt sah, erschrack er und sprach mit finsterm, drohendem Gesicht: „Bube, du wirst das Geld doch nicht gestohlen haben!"

„Warum nicht gar," sagte Michel. „Ein Vögelein im Walde, das wunderschön sang, half mir dazu — oder vielmehr hat uns Gott durch das Vögelein dazu geholfen."

„Wie wäre das möglich?" sprach der Vater mit Ernst. „Rede! Im Schnabel wird das Vögelein dir das Geld doch nicht gebracht haben?"

Der Knabe erzählte nun die Geschichte, wie er zu dem Gelde gekommen, ausführlich, und der Vater sagte mit erheitertem Angesicht: „O Gott, wie gut und wunderbar bist du! Durch eines der kleinsten Geschöpfe, durch ein Vögelein, weißt du Menschen zu beglücken. Wir wollen unser ganzes Leben hindurch dir dankbar sein."

Der hocherfreute alte Vater sorgte nun vor allem, daß für seinen lieben Michel die nötigen Kleidungsstücke angeschafft würden. Schneider, Schuhmacher und Nätherinnen bekamen vollauf zu thun. Michel sah fleißig nach und trieb beständig, damit alles recht gut gemacht und bald fertig

werde. Als er vom Kopfe bis zum Fuße neu und sehr gut gekleidet da stand, führte der Vater ihn zu dem Meister, bezahlte das verlangte Lehrgeld, und Michel war als Lehrling aufgedingt. Nach drei Jahren war er beinahe ein so trefflicher Wagner, als sein Meister.

Bevor er in die Fremde gieng, begab er sich nach Sternfeld, um der gräflichen Familie für die erwiesene Wohlthat noch einmal zu danken, und um zu beweisen, daß die Wohlthat gut angewendet worden. Er gieng zuerst zu dem alten Schloßgärtner, der ihn schon früher sehr liebgewonnen hatte, ihn jetzt wieder auf's freundlichste grüßte, ihm Glück wünschte und ihn bei der Herrschaft meldete. Der wackere Jüngling wurde sogleich vorgelassen, und legte seinen Lehrbrief vor, der sehr zierlich mit großen bemalten Anfangsbuchstaben auf Pergament geschrieben war und für ihn höchst rühmlich lautete.

Die Frau Gräfin, der junge Graf und die jungen Gräfinnen bezeigten großes Wohlgefallen über das Wohlverhalten des trefflichen Wagnergesellen. Der junge Graf sagte: „Die Zeugnisse über Fleiß, Geschicklichkeit und gutes sittliches Betragen könnten gar nicht besser sein. Sie lassen nichts zu wünschen übrig. Allein wie steht es mit der Ausstaffierung für die Wanderschaft? Ich fürchte, da wird noch manches fehlen. Wir wollen den angehenden Wandersmann einmal in das Verhör nehmen."

Es wurden viele Fragen an ihn gestellt, und es fand sich, daß ihm noch vieles abgieng. „Das ist nichts," sagte der Graf. „Kleidung und das ganze Äußere des jungen Mannes müssen mit seiner innern Vortrefflichkeit übereinstimmen. Wir wollen ihm einen warmen Überrock, Stiefel und ein hübsches, dauerhaftes Felleisen anschaffen." „Und besonders noch mehr Werkzeug!" sagten die jungen Gräfinnen. Die erforderliche Summe wurde sogleich berechnet. Mutter und Kinder machten ihre Beiträge und es kam so viel Geld zusammen, daß es auch noch einen Zehrpfennig für den jungen Wagner abwarf.

„Nun wohl!" sagte die Gräfin. „Man muß das Gute nie halb thun; den Zweig, den wir pflanzen, müssen wir auch begießen. — Wenn du, lieber Michael, vollkommen zur Reise ausgerüstet sein wirst, so komm noch einmal hierher." Da sie vollkommen überzeugt war, er wisse gut einzukaufen, so überreichte sie ihm das zusammengeschossene Geld.

Ehe acht Tage vergiengen, erschien Michael Schnell in dem Schlosse, in einem schönen grauen Überrocke, das zierliche Felleisen auf dem Rücken,

in einer Hand einen mit grünem Wachstuch überzogenen Hut und in der andern den Wanderstab. Die Frau Gräfin gab ihm mit wahrhaft mütterlicher Liebe noch viele gute Lehren und Ermahnungen mit auf den Weg. „Halte dich immer so wohl, wie bisher," sprach sie. „Vor allem aber bleibe immer fromm und gottesfürchtig. Wandle immer, wie vor Gottes Augen. Seine heiligen Gebote seien dir in das Herz geschrieben; weiche nie im geringsten davon ab. Besuche an allen Sonn- und Festtagen den öffentlichen Gottesdienst und höre Gottes Wort mit Andacht und Aufmerksamkeit. Unterlaß nie das tägliche Gebet; fange jeden Tag mit einem frommen Blick zum Himmel an und beschließe ihn damit. Denke bei deiner Arbeit und auf deiner Wanderschaft unterwegs öfter an Gott. Ehre deinen künftigen Meister als einen Vater, die Hausfrau als eine Mutter, die Kinder als deine Geschwister; so wirst auch du wie ein Kind vom Hause gehalten werden. Wo Frömmigkeit und reine Sitten nicht zu Hause sind, da setze deinen Stab weiter. Fliehe böse Gesellen. Sei gegen alle Menschen wohlwollend, aber nicht zu vertraut. Hüte dich vor Trunk und Spiel.

In allen deinen Nöten nimm deine Zuflucht zu Gott, nach dem schönen Spruche des Königs David: Befiehl dem Herrn deine Wege und hoffe auf ihn; er wird es wohl machen. — Nun lebe wohl, und Gott sei mit dir."

Der junge Wanderer brach in Thränen aus, bezeigte schluchzend der Frau Gräfin, dem Herrn Grafen und den Fräulein Gräfinnen seinen herzlichsten Dank und versprach, alle guten Lehren getreulich zu befolgen.

---

## 5.

## Graf August von Sternfeld.

Der junge Graf, August von Sternfeld, der so wohlwollend gegen die Armen und so voll kindlicher Liebe gegen seine Mutter war, glühte auch von Liebe zu seinem Vaterlande. Er nährte schon lange den Wunsch in seinem Herzen, an dem großen Kampfe Deutschlands gegen Frankreich teil zu nehmen. Er studierte im stillen die Kriegskunst und alle damit verbundenen Wissenschaften, unterhielt sich gern mit Offizieren, und sie bewunderten seine Kenntnisse. Endlich entdeckte er, da sein Vater nicht mehr lebte, sein Vorhaben seiner Mutter. Die Gräfin war anfangs darüber bestürzt; allein von gleicher Vaterlandsliebe durchdrungen, gab sie, wiewohl mit Thränen in den Augen ihre Einwilligung. „So ziehe denn hin, mein Sohn," sagte sie; „kämpfe für dein Vaterland, und Gott wolle mit dir sein. In seinen Schutz empfehle ich dich! er wolle dich gut und unverdorben und mit Siegeslorbeeren bekränzt, wieder zurückführen in meine Arme."

Graf August machte einige Feldzüge gegen Frankreich mit und wurde Rittmeister. Allein nun nahmen die Weltbegebenheiten eine andere Wendung. Sein Regiment mußte, anstatt gegen Frankreich zu kämpfen, mit der großen französischen Armee nach Rußland ziehen. Schon auf dem Wege nach

Moskau verlor die Armee durch die gewaltsam angestrengten Märsche und Mangel an Lebensmitteln, bevor es noch zu ernstlichen Gefechten kam, tausende von Menschen. Nach unaussprechlichen Mühseligkeiten und der schrecklichen Schlacht von Borodino, näherte sich die Armee endlich Moskau, der großen Kaiserstadt, die mit ihren vielen Palästen, den vergoldeten Kuppeln ihrer Tempel, ihren dreihundert Kirchtürmen, und dem alten Erzpalaste der Herrscher von Rußland, Kreml genannt, einen prachtvollen Anblick gewährte. Der Graf hoffte nun, sowie jeder Krieger, hier Erholung von allen Beschwerden zu finden, und überflüssige Lebensmittel, um sich wieder einmal satt zu essen. Allein die Stadt war beinahe von allen Einwohnern verlassen. Die Straßen waren öde; die Paläste und die Häuser standen leer. Um Mitternacht brach jene furchtbare Feuersbrunst aus, die mehrere Tage währte, zu einem Flammenmeere anwuchs, und den größten Teil der herrlichen Stadt in Asche legte. Die Armee mußte den Rückzug antreten, auf dem so viele tausend tapfere Krieger, Deutsche und Franzosen, in Schnee und Eis, Hunger und Blöße, einen schauerlichen Tod gefunden. Eine einzige Nacht raffte über dreißig tausend Pferde hinweg; auch alle Pferde von der Eskadron des Grafen kamen um. Er mußte mit seinen Dragonern den Weg in tiefem Schnee, in Schneegestöber und Sturm, zu Fuß fortsetzen. Sie mußten Meilen weit gehen, ohne eine Hütte anzutreffen und wenn sie auch in der Ferne einige menschliche Wohnungen erblickten und sich freuten nun ein Obdach und einen Bissen Brot zu erhalten, so fanden sie diese Wohnungen halb zerstört, leer von Menschen und Lebensmitteln, ohne Thüren und Fensterläden und der schneidend kalte Wind sauste hindurch. Die meisten Häuser waren gar abgebrannt. Die bedauernswerten erschöpften Krieger mußten manche Nacht auf dem mit Schnee bedeckten Boden unter freiem Himmel zubringen. Der Mangel an Lebensmitteln nahm überhand. Der Graf gab all sein Geld für trockenes Brot hin, und hätte zuletzt für alles Gold der Welt keinen Bissen Brot mehr bekommen können. Er hatte sowie alle Soldaten, und selbst Generäle, keine andere Nahrung als das Fleisch gefallener Pferde. Sie rieben es mit Pulver ein und rösteten es am Feuer; mit Schnee stillten sie ihren Durst. Die Straße, worauf der größte Teil der Armee bereits gezogen war, sah man mit zurückgebliebenen Kanonen und Pulverwagen bezeichnet; zu beiden Seiten der Straße lagen unzählige Leichen von Menschen, über die der Schnee gleichsam ein großes Leichentuch ausgebreitet hatte. Viele von den Leuten des Grafen blieben im Schnee erstarrt liegen; andere zerstreuten sich. Es hieß: „Rette sich, wer kann."

Der Graf war von den unbeschreiblichen Mühseligkeiten äußerst entkräftet, und vermochte nur mit Mühe weiterzugehen. Er hatte den Bedienten, den er zu Hause mitgenommen, schon auf dem Hinzuge in Wilna krank zurücklassen müssen, und einen jungen Soldaten, der aus seiner Grafschaft war, ersucht, neben dem Kriegsdienste ihn zu bedienen. Der Mann hieß Georg Risch, und war die treueste und redlichste Seele, die man nur immer finden kann. Der Graf sagte: „Georg, rette auch du dich! Ich komme nur langsam weiter, und werde bald erliegen." Der treue Mensch sagte: „Ich verlasse Sie nicht; ich will mit Ihnen leben und sterben."

Plötzlich kamen die Kosaken auf ihren kleinen schnellen Pferden und mit ihren langen Spießen herangesprengt. Der Graf und sein Diener empfahlen ihre Seelen Gott; denn sie erwarteten nichts anderes als den gewissen Tod. Die rauhen, bärtigen Krieger nahmen aber dem Grafen bloß seinen feinen blauen Mantel, der ihn bisher noch etwas gegen die Kälte geschützt hatte, rissen ihm sein Ordenskreuz von der Brust und sprengten weiter, um reichere Beute zu machen. Georg bot seinen warmen Mantel dem Grafen an. Der Graf weigerte sich, ihn anzunehmen. Allein Georg sagte: „Nehmen Sie ihn nur, ich kann die Kälte leichter aushalten! Ich bin von Kindheit an mehr daran gewöhnt.“ Er legte dem Grafen den Mantel um. Indeß fand Georg bald einen andern Mantel, den er einem erfrorenen Soldaten auszog, der sich vergebens darein gewickelt hatte.

„Es ist unmöglich,“ sagte jetzt der Graf zu Georg, „auf dieser verheerten Straße die Stadt Smolensk, auf die man uns vertröstet, noch zu erreichen. Wir müssen unsern Weg seitwärts, zur Rechten oder zur Linken nehmen. Vielleicht kommen wir zu gutherzigen Landleuten, die noch nicht geplündert worden, und sich unserer erbarmen.“

Sie giengen weiter und kamen zu einigen Hütten, aus denen sie, voll freudiger Hoffnung, bläulichen Rauch aufsteigen sahen. Allein die Bewohner betrachteten die beiden Krieger in fremder Uniform als Feinde und wiesen sie mit Unwillen, ja wohl gar mit Flüchen ab. Nur ein polnischer Jude kam herbei und redete sie freundlich an. Sie verstanden seine Sprache nicht. Der Jude, der ein länglicht rundes Brot unter dem Arm und ein Fläschlein Branntwein, das mit Stroh umwunden war, in der Hand trug, deutete auf die Uhrkette des Grafen, die vorhin der plündernde Kosake nicht bemerkt hatte. Der Graf zeigte ihm die goldene Uhr, ließ sie repetieren und gab ihm durch Zeichen zu verstehen, daß er darauf herauszahlen müsse. Allein der Jude schüttelte den Kopf und wollte weiter gehen. Und so gab ihm denn der Graf die Uhr und nahm dafür die wenigen Lebensmittel. Er setzte sich auf einen Stein am Wege, schnitt das Brot an und gab das erste Stück seinem Diener. „Das ist ein teures Brot,“ sagte Georg; „die Uhr hat mehr als zwanzig Dukaten gekostet!“ „Lieber Georg!“ sprach der Graf, „das Brot ist notwendiger als Gold; laß uns Gott dafür danken!“

Nachdem sie mit dem Brote ihren Hunger gestillt und auch ein wenig von dem Branntweine genossen hatten, zogen sie durch die unermeßliche Wüste weiter. Es war gut für sie, daß alle Bäche und Moräste gefroren waren; so wurden sie in der wüsten morastigen Gegend nirgends aufgehalten. Sie erreichten ein dichtes Fichtengebüsch, das ihnen gegen Sturm und Schneegestöber einigen Schutz gewährte. Sie fanden ein Plätzchen, wo kein Schnee lag. Georg versuchte Feuer aufzuschüren; es gelang ihm aber nicht. Wiewohl er Zunder, Stahl und Stein hatte, so fand er doch nicht genug dürres Holz. Vor Kälte schauernd saßen sie auf dem gefrorenen Boden; die Fichten umher waren ganz weiß vom Reif. Weit und breit sah und hörte man keinen Menschen; nur die Raben krächzten. Der Graf dachte mit Sehnsucht an die lieben Seinigen, wie er ehemals mit ihnen in jenem lieblichen grünen Schatten des Wäldchens am Schlosse, unter Blumendüften

und beim Gesange der Nachtigall so vergnügt war. „Es weiß doch kein Mensch, was ihm bevorsteht!“ sagte er. „Wer hätte damals gedacht, daß ich einmal in diese schauerliche Wildnis voll Eis und Schnee, Nebel und Reif würde versetzt werden.“ Er flehte inbrünstig zu Gott: „Errette Du, lieber Vater im Himmel, mich aus diesem Lande und führe mich wieder zurück in die Arme der lieben Meinigen!“

Der Graf konnte die Kälte nicht mehr aushalten. Sie wurde ihm empfindlicher, als seine große Müdigkeit. Er raffte sich auf und versuchte schnell weiterzugehen, indem er hoffte, die Bewegung werde ihm etwas warm machen. Allein bald konnte er keinen Schritt mehr thun. Da nahm der gute Georg ihn auf den Rücken und trug ihn an diesem und dem folgenden Tage. Nun konnte aber der treue Diener nicht mehr gehen; seine Stiefel waren durchgetreten und seine wunden Füße ließen in dem Schnee blutige Spuren zurück. Jetzt sprach der Graf: „Ich habe nun geruht; ich fühle mich nicht mehr müde. Ich will nunmehr dich tragen, lieber Georg.“ Allein Georg wollte es durchaus nicht zugeben. „Es ist nicht mehr weit bis zum nächsten Ort,“ sagte Georg; „wir sehen ja bereits den Turm. Dahin können Sie allein noch kommen; wenn Sie aber mich tragen, so erreicht vielleicht keiner von uns beiden den Ort. An mir ist nicht so viel gelegen, wenn ich auch umkommen sollte! Lassen Sie mich also hier und gehen Sie ohne mich!“

Allein der Graf sagte: „Nein, du hast dein Leben für mich gewagt; wenn du nicht bei mir hättest zurückbleiben wollen, so wärest du jetzt mit der Armee schon lange an einem sichern Zufluchtsorte. Weigere dich nicht mehr! Was du zu mir gesagt hast, sage ich jetzt zu dir: „Wir wollen mit einander leben und sterben.“

Georg blieb auf seiner Weigerung. „Es ist einmal zuviel,“ sagte er weinend und schluchzend, „es schickt sich nicht, ich kann nicht!“

Da sprach der Graf mit Ernst: „Mach keine Umstände; ich befehle es.“ Er faßte ihn, nahm ihn auf die Schultern und trug ihn so weiter.

Sie kamen auf einen Fahrweg, nicht weit davon standen zwei Häuser, zu denen ein Fußweg führte. Sie klopften an der Thür des einen Hauses. Die Hausmutter und ihre Kinder guckten durch das Fenster heraus. Allein auch hier waren die fremden Uniformen verhaßt. Man öffnete ihnen weder die Thür, noch reichte man ihnen aus dem Fenster einen Bissen Brot. Die Leute hatten gehört, welch' ein unermeßliches Elend die feindlichen Krieger über das Land gebracht hatten und wie ihre herrliche Hauptstadt, wie sie fest glaubten, von diesen schrecklichen Menschen niedergebrannt worden. Beide flehten in den rührendsten Ausdrücken um Mitleid und Erbarmen. Allein da man hier nur russisch verstand, so fanden die deutschen Worte keinen Weg zu den Herzen der Menschen.

Der Graf und sein Diener giengen zu dem andern Hause, sahen die Hausthüre offen stehen und wollten hineingehen. Allein der Hausherr stieß sie mit Ingrimm zurück und schlug die Thür mit großer Heftigkeit zu. Sie giengen betrübt weiter, in der Hoffnung, das Dorf zu erreichen, das kaum eine halbe Stunde entfernt schien. Aber nachdem sie etwa hundert

Schritte gegangen waren, wurde es dem Grafen übel. Er wollte sich auf den Stamm eines umgestürzten Baumes setzen; allein er sank fast ohnmächtig in den Schnee hin und sagte: „Nun denn, so will ich, wenn es Gottes heiliger Wille ist, hier sterben!"

Er bot seinem Georg die Hand, und sagte mit Thränen in den Augen: „Lebe wohl, du guter, treuer Diener! Gott vergelte dir deine Liebe und Treue! Wenn du Sternfeld noch einmal sehen solltest, so grüße meine Mutter und meine zwei Schwestern."

---

## 6.

## Ein freundlicher Reisender.

Ein ansehnlicher Mann, groß und schön von Gestalt, in russischer, prächtig mit Zobelpelz verbrämter Kleidung, kam im Schlitten auf der Straße gefahren. Er sah den fremden Offizier in den Schnee sinken und den jammernden Soldaten neben ihm niederknieen, fuhr sogleich hin, ließ halten, stieg aus, hörte die letzten Worte des Grafen, und sagte mit großer Freundlichkeit in deutscher Sprache: „Gott grüße Sie, meine lieben Freunde! Kommen Sie mit mir! Mein Haus dort im nächsten Dorfe steht Ihnen zu Diensten! Alles, was ich habe, will ich mit Ihnen teilen!"

Er befahl dem Fuhrmanne, den Schlitten umzuwenden, um in das Dorf zurückzufahren, half dem Grafen einsteigen, und setzte sich zu ihm. „Du, Oskinsky," sagte er zu seinem Begleiter, „laß den braven Krieger neben dich in den Schlitten sitzen!" und so fuhren sie zu dem Hause. In wenigen Minuten waren sie dort angelangt. Das Haus sah aber nicht so gut aus, als sie erwarteten. Es war viel schlechter, als es sich für einen so vornehm gekleideten Herrn schickte. Auch die untere Stube, in die er sie führte, glich ganz einer gemeinen Bauernstube. Der Herr holte indes eine zierliche, silberne Theemaschine, bereitete sogleich auf dem Tische von dem besten russischen Thee und schnitt von dem feinsten weißen Brot dazu auf. „Trinken Sie!" sagte er freundlich, „das wärmt! Indes will ich sehen, was ich Ihnen zu essen vorsetzen kann."

Er ging, kam sogleich wieder und sagte: „Sie müssen vorlieb nehmen. Es ist nichts mehr da, als ein Wildbraten, der aber schon angeschnitten ist und das zweitemal auf den Tisch kommt; indes werden Sie ihn gut finden. Ich habe schon zu Mittag gespeist und war mir so lieber Gäste nicht gewärtig."

Uber eine Weile trug ein Diener einen großen Hirschziemer auf und brachte dann eine Flasche köstlichen Portwein und drei krystallhelle, geschliffene Gläser. Die ausgehungerten Menschen aßen und der Hausherr sah ihnen mit sichtbarem Vergnügen zu, daß es ihnen so wohl schmeckte. Er wollte sie nicht mit vielen Fragen belästigen. Er sah, daß sie kaum das Reden vermochten, und erkundigte sich bloß nach ihren Namen, ihrer Heimat,

und zu welchen Truppen sie gehörten. Hierauf redete er mit Oskinsky in russischer Sprache, gab ihm, wie es schien, mehrere Befehle, ging dann eilfertig hinaus, kam erst über eine gute Weile wieder, setzte sich wieder zu ihnen, schenkte von dem Weine ein, stieß mit ihnen an, und rief: „Alle braven Streiter sollen leben! — Ich beteure Ihnen," sagte er, „daß mir,

obwohl ich ein russischer Unterthan bin, das traurige Schicksal aller Ihrer Streitgenossen, besonders der Deutschen, sehr leid thut. Ich weiß, daß sie unsere Feinde nicht sind; wir haben nur einen Feind — jenen Mann, auf dessen allgewaltigen Willen alle die Hunderttausend in unser Land eindringen mußten."

Plötzlich stand er aber wieder auf, ging eilends hinaus und an seinem Hin- und Hergehen und an seinen lauten, gebietenden Worten merkten sie,

wiewohl er russisch sprach, daß er in dem Hause allerlei befehle und anordne. Der Schlitten, den er nicht hatte ausspannen lassen, hielt indes vor dem Fenster, und die Pferde schüttelten mit Ungeduld die Schlittenschellen und scharrten im Schnee. Als der Herr wieder hereinkam, hatten seine beiden Gäste sich satt gegessen und getrunken. „Nun, liebster Herr Rittmeister," sprach er, „will ich zuerst Ihnen Ihr Schlafkämmerlein anweisen. Denn vor allem haben Sie Ruhe nötig." Er führte den Grafen in eine Art Scheuertenne, zeigte auf eine Leiter und sagte: „Sie müssen schon so gütig sein, sich hinauf zu bemühen." Der Graf kletterte hinauf und kam in ein schmales Gänglein zwischen einem Schober Stroh und einer rauhen Bretterwand. Der freundliche Hauswirt schob zwei alte, ungehobelte Bretter auseinander, öffnete dann eine verborgene Thür, und der Graf trat — in ein ganz unvergleichlich schönes Kabinett. Die Wände waren geschmackvoll mit grünem Damast tapeziert und mit vortrefflichen englischen Kupfern in goldenen Rahmen geziert; an einer Wand befand sich ein Kanapee mit grünem Damaste überzogen, und an der andern Wand fand sich ein Schreibschrank von Mahagoni mit einem ähnlichen Büchergestelle voll prächtig gebundener Bücher. In einem Alkoven, vor dem grüne damastene Vorhänge hingen, stand ein Bett so fein und schön, als man je in einem gräflichen Schlosse eines finden kann. Der Graf machte große Augen und blickte erstaunt um sich, erschrack aber sehr, als er zwischen den zwei Fenstern in einem Spiegel seine blasse, abgezehrte Gestalt und seine verdorbenen Augen erblickte. In dem Angesichte des menschenfreundlichen Hausherrn zeigte sich großes Mitleid; er sagte aber bloß: „Nicht wahr, das Zimmerchen ist ziemlich ordentlich? Wenigstens hätten Sie in diesem Hause kein solches gesucht. Bleiben Sie einstweilen hier und erholen Sie sich von Ihren Beschwerden. Zu meinem großen Bedauern muß ich augenblicklich abreisen. Meine Geschäfte sind äußerst dringend. Indes laß ich zu Ihrer Bedienung meinen Begleiter hier. Er spricht zwar nicht deutsch, aber ziemlich gut französisch. Alles im Hause steht Ihnen zu Gebote. Schalten und walten Sie hier, wie in Ihrem Eigentume. Die Bücher hier können Ihnen vielleicht eine Unterhaltung gewähren. Die Jagd in der Gegend ist sehr ergiebig, wenn Sie Lust dazu haben, wird Oskinsky Sie begleiten. Der wackere Russe ist ein sehr guter Jäger."

Der Graf äußerte einige Bedenklichkeiten, ob er wohl hier auch sicher wäre, wenn russische Krieger hierher kämen. Er fürchtete gefangen und nach Sibirien geschickt zu werden.

„Hier meine Hand!" sagte der gütige Herr. „Sie werden hier so sicher sein, als der Kaiser in seiner Burg. Geben Sie aber auch mir Ihr Ehrenwort, zu bleiben, bis ich wieder komme. Ich werde dann dafür sorgen, daß Sie unversehrt und wohlbehalten in Ihr Vaterland heimkehren. Doch — ich muß fort. Leben Sie wohl." Er eilte zur Thüre hinaus.

Der Graf war über die Freundlichkeit und Güte des fremden Mannes höchst erstaunt. „In der That," sagte er, „der freundliche Mann erschien mir so unerwartet und hilfreich, wie ein Engel vom Himmel, und ist auch eben so schnell wieder verschwunden. Es dünkt mich wie ein Traum, mich

aus den fürchterlichen Schneewüsten so plötzlich in ein so freundliches, lieblich erwärmtes und von wohlriechendem Rauchwerke duftendes Zimmer versetzt zu sehen. Es grenzt an ein Wunder; es ist mir unbegreiflich."

Doch war er zu müde, um sich lange den Kopf zu zerbrechen. Er legte sich zu Bette, und da er lange Zeit auf Stroh, auf gefrorenem Boden oder gar im Schnee geschlafen hatte, so that es ihm ganz unbeschreiblich wohl, sich in einem so weichen Bette zu befinden. Er schlief sogleich ein, und ruhte bis zum Abend ganz ungemein sanft und süß. Als er erwachte, war es bereits dunkel.

---

## 7.

## Oskinsky.

Oskinsky, ein junger, freundlicher Russe, hatte von Zeit zu Zeit gehorcht, ob der Herr Rittmeister noch nicht aufstehe. Sobald er ihn hörte, klopfte er leise an der Thüre, trat in das Zimmer, und sagte mit einer höflichen Verbeugung: „Nun, haben Sie wohl geruht?" „So wohl," sagte der Graf, „wie noch nie in meinem Leben." „Das freut mich," sagte Oskinsky; „nun kommen Sie mit mir." Drunten ist ein kleines Abendessen für Sie und Ihren Gefährten bereitet, so gut es sich hier zu Lande bereiten ließ."

In der untern Stube war der Tisch sehr zierlich gedeckt. Georg wollte aber nicht mitessen, sondern bei Tisch aufwarten. „Nicht doch," sagte der Graf, „du warst bisher mein treuer Leidensgenosse; daher mußt du, da es unser gütiger Bewirter erlaubt, auch an dieser frohen Mahlzeit teilnehmen. Wir Menschen sollen ja Leiden und Freuden miteinander teilen. — Und Sie, Herr Oskinsky, bringen Sie noch ein Gedeck, Sie müssen auch mitessen." Das ließ sich der ehrliche Russe nicht zweimal sagen. Er brachte das Gedeck und setzte sich zu ihnen. Man trug schwarzes und rotes Wildpret, Vögel und Fische auf und was sonst noch in dieser Gegend von Rußland zu haben war. Auch wurden mehrerlei Weine aufgestellt. Der Russe ließ sich besonders den Wein sehr gut schmecken und wurde sehr gesprächig.

„Aber sagen Sie mir doch," fing jetzt der Graf an, „wer ist denn Ihr so unbeschreiblich gütiger Herr?"

„Allerdings ein sehr guter, edler Herr," sagte der Russe. „Ich kann mir gar keinen menschenfreundlicheren denken! Es ist ein Herr von Koslow, kaiserlich russischer Rat und hat wirklich mit Verpflegung der Armee sehr viele Geschäfte. Er ist die Güte selbst! Das hat er auch an mir bewiesen. Ich war ein armer Waisenknabe und lebte vom Betteln. Da verlor ein Handlungsdiener des Herrn von Koslow ein Paket mit vielem Gelde. Es wurde ausgeschellt. Ich fand es und brachte es dem Herrn. Er hatte an meiner Ehrlichkeit großes Wohlgefallen und glaubte an mir gute Talente zu entdecken. Er nahm mich in sein Haus, ließ mich mit

seinen Leuten essen und schickte mich zur Schule. Da ich im Lesen, Schreiben und Rechnen gute Fortschritte gemacht hatte, ließ er mich auch in der französischen Sprache unterrichten. Er gab mir hierauf in seiner großen Handlung allerlei kleine Geschäfte; besonders mußte ich ihm Briefe beantworten, die er dann nur zu unterzeichnen brauchte. Er ließ sich nur von mir bedienen. Er nahm mich, wie eben jetzt mit auf Reisen, teils als seinen Sekretär, teils als seinen Kammerdiener. Er behandelte mich aber — ich darf wohl sagen — so gütig und freundschaftlich, daß man mich eher für seinen Freund, als für seinen Diener ansah. Kurz, er hob mich aus dem Staube; ihm danke ich, nächst Gott, alles, was ich bin und habe. — Er wohnt übrigens in Petersburg. Dieses Haus hier hat er bloß gekauft, um ein Absteigequartier zu haben, wenn ihn seine Geschäfte in diese Gegend führen, was öfters geschieht. Weil aber eben Krieg war, so wollte er das Haus nicht neu bauen lassen, obwohl es bereits sehr alt und ziemlich baufällig ist. Er richtete bloß ein Zimmerchen ein, das er aber sehr gut zu verstecken gewußt. Denn, hatte er gesagt, es möchten sonst, wenn ich hierher komme, schon andere sich darin einquartiert haben. — Es ist in der That sehr viel, daß mein Herr Ihnen, wiewohl er es jetzt nicht nötig hat, sein eigenes Zimmer überließ. Noch mehr wundert es mich aber, daß er, um Ihnen Gesellschaft zu leisten, eine Stunde länger, als er im Sinn gehabt hatte, sich aufhielt. Er war eben auf dem Wege, eilig zur Armee abzureisen. Am meisten wundert es mich aber, daß er mich zu Ihrer Bedienung zurückließ. Er ist ganz an mich gewöhnt und wird mich hart entbehren. Er befahl mir, als er heute mittag so lange russisch mit mir sprach, Sie ganz als meinen Herrn anzusehen und Sie zu bedienen, als wäre er's selbst. Er gab mir mancherlei Aufträge und sah dann selbst nach, ob alles, was nur immer Ihnen dienlich sein könnte, vorhanden und in guter Ordnung sei; er schärfte mir sehr ein, mir ja nicht die geringste Versäumnis in Ihrer Bedienung zu Schulden kommen zu lassen. Er werde sich, sagte er, wenn er wieder komme, bei Ihnen nach allem genau erkundigen. — Nun hoffe ich, Sie werden mit mir zufrieden sein und mir, wenn Herr von Koslow zurückkommt, ein gutes Zeugnis geben. Doch, noch habe ich einige Geschäfte zu besorgen." Er ging. Als er nach einer Weile wieder zurückkam, bemerkte er, daß seine Gäste schläfrig wurden. „Aha," sagte er, „Sie möchten sich gerne zur Ruhe begeben? Sehr wohl, es ist alles bereit."

Er nahm zwei silberne Leuchter von einem Nebentische, zündete die Wachskerzen an und leuchtete, indem er in einer Hand sehr geschickt die beiden Leuchter hielt, dem Grafen die Leiter hinauf. Auf dem Ankleidetisch im Alkoven lagen Hemden, Halstücher, Sacktücher und Strümpfe; über einem Sessel hieng ein Schlafrock von dem feinsten Kattun und mit Flanell gefüttert. „Da ist frische Leinwand," sagte Oskinsky, „und der Schlafrock hier ist noch ganz neu und noch kein einzigesmal gebraucht worden. Wenn Sie morgen im Schlafrock bleiben wollen, so will ich, so gut das hier angeht, Ihre Uniform ausbessern lassen. Ihr Diener schläft, auf Befehl meines Herrn, sogleich hier in dem kleinen Neben-

zimmer, wo ich sonst zu schlafen pflege. Sie dürfen mit dem silbernen Glöcklein hier auf dem Nachttischchen nur klingeln, wenn Sie etwas nötig haben." Er fragte noch, ob der Herr Rittmeister morgen zum Frühstück Kaffee oder Schokolade befehle, und wünschte ihm mit einer tiefen Verbeugung gute Nacht.

Am folgenden Morgen, sobald der Graf aufgestanden und, mit dem schönen Schlafrock bekleidet, ein paarmal im Zimmer auf- und abgegangen war, kam Oskinsky und brachte Kaffee. Die Kannen, Tasse und Zuckerdose waren vom feinsten Porzellan, und die silberne Zuckerzange und das Kaffeelöffelchen vergoldet. Oskinsky fragte noch, was der Herr Rittmeister sonst noch zu befehlen habe, Rauchtabak, Likör, Schinken, Butter, Honig oder was es immer sei? Da der Graf für jetzt gar nichts weiter verlangte, empfahl sich Oskinsky sehr ehrerbietig.

Der Graf lebte hier sehr zufrieden; er und sein Georg dankten Gott, daß er ihnen eine so angenehme Zufluchtsstätte bereitet hatte. Der Graf las sehr viel in den Büchern des Herrn von Koslow; es waren Andachtsbücher, Reisebeschreibungen und andere lehrreiche Werke in englischer, französischer und deutscher Sprache. Es war auch dafür gesorgt, daß er wöchentlich einmal die Zeitung erhielt. Georg bekam, da er weder russisch noch französisch verstand und mit den Leuten im Hause nicht reden konnte und da sein Herr sehr viel las, auch Geschmack am Lesen.

Öfter giengen beide auf die Jagd und Oskinsky begleitete sie. Die Leute, die ihnen unterwegs begegneten, grüßten den Grafen, als einen Freund des Herrn von Koslow, sehr freundlich. Herr von Koslow schrieb einigemal an den Grafen unter Oskinskys Adresse, aber nur immer einige Zeilen. Er erkundigte sich nach dem Wohlbefinden des Herrn Rittmeisters, fragte, ob er mit der Bedienung zufrieden sei und bat ihn, noch einige Zeit Geduld zu haben.

So verfloßen Frühling und Sommer. Der Graf hatte freilich, besonders an Regentagen, an denen er nicht ausgehen konnte, Langeweile. Das beständige Lesen ermüdete ihn. Es schmerzte ihn, so unthätig hier sitzen zu müssen. Auch Georg klagte, daß ihm die Zeit sehr lang werde. „Viel lieber," sagte er, „möchte ich zu Hause meine Äcker pflügen." Allein der Graf sprach zu ihm: „Was hätten wir beide bisher thun können? Wir beide haben erst hier nur zu gut gefühlt, wie sehr wir durch die Beschwerden des Krieges, durch Kälte und Hunger an unsern Kräften herabgekommen sind. Ich hätte bisher weder eine größere Reise unternehmen, noch auf's neue in Kriegsdienste treten können. Haben wir also Geduld! Der gütige Gott, der bisher so liebreich für uns gesorgt hat, wird weiter sorgen."

Die Stille und Ruhe in diesem abgeschiedenen Aufenthalte und die gute Verpflegung bekam dem Grafen sehr wohl. Sein Aussehen wurde wieder sehr gesund und blühend, und auch Georg ward vollkommen hergestellt.

## 8.

## Herr von Koslow.

Eines Abends im Herbste kam ganz unvermutet Herr von Koslow an. Mit einem Angesichte, das vor Freude glänzte, trat er zu dem Grafen in das Zimmer und sagte: „Ich komme, Ihnen Ihre Erlösung aus Ihrer langen Gefangenschaft anzukünden. Beide streitenden Heere stehen nun auf deutschem Boden an der Elbe einander gegenüber. Ich überließ die Verpflegung unseres Heeres den Deutschen. Ich hoffe, die feindliche Armee wird bald über den Rhein zurückgedrängt sein. Ich stehe nun ganz zu Ihren Diensten und bin bereit, alles zu thun, um Sie wieder in Ihr Vaterland zu befördern. Hören Sie einmal einen Vorschlag. Reisen Sie mit mir nach Petersburg. Von da können Sie zu Wasser leicht bis Hamburg und dann von dort aus zu Land ungehindert in Ihre Heimat reisen. Auch möchte ich Ihnen gern meine Frau und meine Kinder vorstellen. — Und dann kann ich Sie doch auch nicht wie einen irrenden Ritter ziehen lassen. Sie haben auf dem unglücklichen Feldzuge ihr ganzes Gepäck verloren. Ich sehe es als meine Pflicht an, Sie mit Reisekleidern, die Ihrem Stande geziemen, mit einem wohlausgestatteten Koffer und mit Kutsche und Pferden zu versehen. Das geht aber dahier nicht an, das läßt sich am besten in Petersburg machen. Es ist mir leid, daß ich Sie nur in dem unscheinbaren Fuhrwerke, in dem ich hieher kam, nach Petersburg führen kann; aber hier zu Lande kommt man auf den schlechten Wegen mit einem bessern, größern Reisewagen nicht fort."

„Edelster, gütigster Mann!" rief der Graf; „Ihre außerordentliche Menschenfreundlichkeit übersteigt alles Maß. Ich kann mir gar nicht vorstellen, womit ich sie verdiene. Ihre wahrhaft übermäßige Güte ist mir unbegreiflich."

„Ei was," sagte Herr von Koslow, „ich finde da nichts von außerordentlicher Menschenfreundlichkeit, von übermäßiger Güte. Es ist," sprach er mit großem Nachdruck und mit Thränen in den Augen, „bloß meine Schuldigkeit, bloß Dankbarkeit."

„Ich begreife Sie nicht," sagte der Graf; „ich kann mich nicht entsinnen, Ihnen je die geringste Gefälligkeit erwiesen, ja Sie nur einmal gesehen oder von Ihnen gehört zu haben."

„Nicht?" rief Herr von Koslow. „Nun, so setzen Sie sich einmal hieher zu mir auf das Kanapee und hören Sie. Mein ganzes Vermögen, das wahrlich nicht gering ist, habe ich Ihnen zu danken; Ihnen danke ich all mein Glück."

Der Graf sah ihn verwundert und erstaunt an und schüttelte den Kopf.

„Haben Sie nicht einmal," sagte Herr von Koslow, „einem armen Bettelknaben hundert Gulden geschenkt?"

„Ich erinnere mich nicht," sagte der Graf, „daß ich je einem armen Knaben so viel Almosen gegeben habe."

„Nun," sagte Koslow, „vielleicht erinnern Sie sich aber doch noch einer

Nachtigall, die an dem Geburtsfest Ihrer gnädigen Frau Mutter in Ihrem Parke so schön gesungen und die ein armer Hirtenknabe samt dem Neste dahin versetzt hat?"

„Ach ja," sagte der Graf, „dieses Knaben erinnere ich mich noch recht gut; er war ein armer, aber sehr liebenswürdiger, hoffnungsvoller Knabe und hieß Michael Schnell. Er ging als Wagnergesell in die Fremde."

„Dieser Hirtenknabe, von den Bauern Ziegenmichel genannt, war ich," sagte Herr von Koslow; „nunmehr aber bin ich Fabrikbesitzer, Kaufmann, Wechsler und russisch kaiserlicher Finanzrat in Petersburg. Da ich mir einen Edelsitz, Namens Koslow gekauft habe, so nennt man mich von der Zeit an von Koslow; ich bin jener Hirtenknabe, jener Wagnergesell."

„Sie!" rief der Graf voll des höchsten Erstaunens, und die Thränen drangen ihm in die Augen. Er sprang auf und umarmte seinen Wohlthäter. „O warum haben Sie mir das nicht sogleich gesagt?" sprach er.

„Das war damals nicht wohl thunlich," sagte Koslow. „Es hätte weitläufige Erörterungen notwendig gemacht — dazu war ich damals von Geschäften zu sehr gedrängt, um lange zu erzählen, und auch Sie waren von Ihrer Reise zu angegriffen und erschöpft, als daß Sie mir lange hätten zuhören können. Ich sparte es daher auf eine ruhigere Stunde, Ihnen meinen Dank auszusprechen. Ich sah wohl, daß Sie mich nicht mehr kannten, allein auch ich hätte Sie nicht wieder erkannt, wenn Sie dort, in den Schnee hingesunken, nicht den Namen Sternfeld genannt, und Ihrem Diener Grüße an die gnädige Frau Mutter und Ihre zwei Fräulein Schwestern aufgegeben hätten. Nun, Gott sei gelobt, daß er uns hier im fremden Lande wieder zusammengeführt und mir Gelegenheit gegeben hat, Ihnen zu zeigen, daß ich nicht undankbar bin. Ich kann gar nicht aussprechen, wie sehr es mich freut, in Ihnen meinen Wohlthäter wieder zu erkennen und Ihnen einige Dienste zu erweisen."

Herr von Koslow erzählte nun seine Geschichte ausführlich. Sie war kurz diese: Er war als Wagnergesell nach Wien, Dresden, Berlin, Hamburg, und London gekommen. Er suchte überall die besten Meister auf; es war ihm nicht so fast darum zu thun, vielen Lohn zu erhalten, als vieles zu lernen und sich in seiner Kunst zu vervollkommnen. Er besuchte auch Schmiede, Schlosser und Sattler und andere Handwerker, durch deren vereinte Arbeiten ein schöner Wagen zu stande kommen kann. In London hörte er, daß man hier viele prächtige Staatswagen für Petersburg verfertige. Er reiste daher mit einem der trefflichsten Sattlergesellen und einem eben so geschickten Eisenarbeiter nach Rußland. Er nahm in Petersburg bei einem der besten Meister Arbeit und verwendete, wiewohl sein Meister auch deutsch sprach, alle seine freien Stunden darauf, die russische Sprache zu erlernen, und bemühte sich, zur Übung immer russisch zu sprechen. Er erbot sich, mit seinen zwei Freunden einen Staatswagen herzustellen, der so gut wäre als einer aus London. Es geschah. Der Wagen fand allgemeinen Beifall. Sein Meister bekam viele Bestellungen, machte den neuen Gesellen mit sehr großem Lohne zum Obergesellen, und kam bald darauf mit ihm überein, den ganzen Gewinn mit ihm zu teilen. Der

junge Mann gelangte in kurzer Zeit zu einem so großen Vermögen, daß er imstande war, die ganze Werkstätte des Meisters, der bereits alt war, keine Kinder hatte und sich in Ruhe setzen wollte, käuflich zu übernehmen. Die Werkstätte wurde in der Folge eine große Fabrik, mit einem bedeutenden Magazin von Kutschen und Schlitten aller Art. Er heiratete die einzige Tochter eines reichen Kaufmannes, der, sowie dessen Frau, in Deutschland geboren war. Er hatte nun nicht mehr nötig, in seiner großen Fabrik selbst Hand anzulegen. Er brauchte bloß die Aufsicht über die Arbeiter zu führen, wobei es ihm sehr wohl kam, daß er alle, auch die kleinsten Arbeiten ehemals selbst verrichtet hatte, und also jede Arbeit richtig beurteilen konnte. Er führte, was ihm bei seinen Einsichten und seiner Thätigkeit ein Leichtes war, nun auch die Handels- und Wechselgeschäfte seines Schwiegervaters, bis er nach dessen Tod ganz in Besitz dieses großen Handels- und Wechselgeschäftes kam, dessen Vermögensstand mehr als eine Million betrug. Als der Krieg mit Frankreich ausgebrochen war, übernahm er große Lieferungen für die Armee. Man war mit seiner Pünktlichkeit ebenso zufrieden, als mit seiner Ehrlichkeit. Er erhielt den Titel eines kaiserlich russischen Finanzrates, wurde geadelt und nach dem Namen seines Edelsitzes, von Koslow, genannt.

Der Graf hatte der Erzählung aufmerksam zugehört, und sagte am Ende: „Gott hat Ihnen ganz ausgezeichnete Talente verliehen. Schon damals, da Sie noch als ein armer Knabe die Ziegen hüteten, zeigte sich der künftige, große Geschäftsmann in Ihnen. Als uns das kleine Reiseunglück begegnete und Sie uns so schnell zu Hilfe eilten, über alles Auskunft erteilten, den besten Rat gaben, selbst Hand anlegten und auch den Wunsch meiner Mutter, eine Nachtigall in ihrem Schloßgarten zu haben, so geschickt zu erfüllen wußten, wurden wir allerdings aufmerksam auf Sie; aber die Anlagen zu so großen Unternehmungen hätten wir damals in Ihnen doch nicht geahnt. Es wäre sehr gut, wenn Eltern und Erzieher immer genau zu erforschen suchten, wozu ein Kind Anlage und Beruf habe. Nun, Sie haben die Talente, die Ihnen Gott verliehen hat, getreulich benützt. Sie ließen es, wie ich aus Ihrer Geschichte ersehe, in Ihrem ganzen folgenden Leben nicht an ununterbrochener Aufmerksamkeit, unermüdetem Fleiße, unverbrüchlicher Rechtschaffenheit und wohlgeordnetem, sittlichem Betragen fehlen. Sie begannen und endeten alle Ihre Geschäfte mit Gott; und Gott, auf den Sie vertrauten, hat Ihre Bemühungen gesegnet."

„Das hat er", sagte Herr von Koslow, „ihm sei Lob und Dank! Allein das große Vermögen, zu dem er mir verhalf, freut mich beinahe mehr um fremder armer Kinder, als um meiner eigenen Kinder willen. Eingedenk, wie arm und hilflos ich gewesen bin, griff ich schon manchem armen Knaben unter die Arme, daß er mit Gottes Hilfe ein tüchtiger Meister und ein glücklicher Familienvater wurde. — Arme Kinder, die sich mit großem Fleiße und vieler Anstrengung durch die Welt schlagen müssen, geraten immer am besten. Reiche Kinder, die von Kindheit an alles im Überfluß haben, schlagen gar oft aus der Art, werden träg und untüchtig zu Geschäften und kommen wohl gar in Not und Armut. Ich habe schon

öfters erlebt, daß große Handlungshäuser reicher Eltern durch Fahrlässigkeit und Verschwendung der Kinder nicht auf die Enkel gekommen sind. Eben so oft erlebte ich, daß Kinder armer Eltern durch Fleiß und Geschicklichkeit sich emporschwangen, großartige Geschäfte machten und zu Ansehen und Reichtum gelangten. Doch Ehre und Geld sind eitel und vergänglich; sie zum Besten seiner Mitmenschen verwenden, bringt ewigen Ruhm vor Gott."

Herr von Koslow schwieg eine Weile, ward sehr gerührt und sagte dann mit Thränen in den Augen: „Nur eines hätte ich noch gewünscht! Ach möchte doch mein lieber, guter Vater noch erlebt haben, daß die gute Erziehung, die er mir gegeben, nicht ohne gute Früchte geblieben! Er war ein armer, aber ein sehr gottesfürchtiger Mann. Er flößte mir mit eben so großem Ernste, als väterlicher Milde wahre Frömmigkeit und heilige Ehrfurcht vor Gott und Gottes heiligen Geboten ein. „Dies ist der Grund von allem Guten", sagte er oft, „ohne dies ist kein Heil". Er schickte mich sehr fleißig in die Schule, so nötig ihm auch oft meine Beihilfe bei seiner Arbeit gewesen wäre. „Ich kann dir kein Geld hinterlassen", sagte er oft; „was du jetzt lernest und mein Segen ist dein einziges Erbteil, dein ganzer Reichtum." Er hatte recht. Seine Ermahnungen, sein Beispiel, sein Segen nützten mir mehr, als Tonnen Goldes. — Ich konnte ihm seine Liebe und Treue nicht mehr vergelten. Ich schickte ihm zwar einigemale von Petersburg aus Geld. Allein was ist das? — Als ich einmal von Petersburg aus in Geschäften nach Frankfurt kam, wollte ich zu ihm reisen, — da erhielt ich die Nachricht von seinem Tode. Nun Gott wird ihm im Himmel vergelten, was der gute Mann auf Erden an mir gethan hat." Er schwieg und trocknete sich die Augen.

---

## 9.

## Die Familie des Herrn von Koslow.

Am andern Morgen reiste Herr von Koslow mit dem Grafen nach Petersburg ab. So unansehnlich ihr russisches Fuhrwerk war, so bequem und dauerhaft war es, und auch für Oskinsky und Georg hatte es Raum genug. Diese Reise gieng gut von statten. Im Anblicke mancher schönen Gegenden und unter vertraulichen Gesprächen waren sie, ehe der Graf es dachte, in Petersburg.

Das Haus des Herrn von Koslow glich einem Palaste. Er stellte den Grafen, als seinen größten Wohlthäter auf Erden, seiner Frau und seinen Kindern vor. Die Kinder wollten es nicht sogleich glauben, daß der Vater diesem Manne in der abgetragenen, geflickten Uniform all' sein Glück zu verdanken habe; auch die Mutter war anfangs etwas befremdet. Als aber der Vater den Namen „Graf August von Sternfeld" aussprach, ward ihr Angesicht von der lebhaftesten Freude wie verklärt: „Ach, Sie sind es, Herr Graf!" rief sie mit Thränen in den Augen. Sie fand nicht Worte genug, ihm ihre Verehrung, ihren Dank auszudrücken. Herr von Koslow

erzählte, wie der Graf den Krieg gegen Rußland für ungerecht und abenteuerlich gehalten, denselben aber wider Willen mitmachen mußte, und wie viel er in diesem furchtbaren Feldzuge ausgestanden. Die Frau von Koslow hörte mit der innigsten Teilnahme zu, und die Kinder blickten den Grafen beständig mit nassen Augen an.

Die Kinder waren sehr zutraulich gegen ihn. Die Geschichte von der Nachtigall war allen bekannt. Ein Knabe erkundigte sich, ob jene Nachtigall noch lebe; ein kleines Mädchen fragte, ob er nicht ein Nest voll junger Nachtigallen mitgebracht habe; das kleinste sagte: „Sie müssen uns ein solches Nest voll junger Nachtigallen schicken." Die größern Kinder lachten, und der älteste Knabe sagte: „Das wäre freilich schön, wenn es möglich wäre. Wir hätten gern schon eine Nachtigall gesehen und gehört! In unserm Land aber sind diese herrlichen Singvögel selten."

Herr von Koslow ließ nun aus dem ersten Kaufladen von den feinsten Tüchern bringen, und den trefflichsten Kleidermacher nebst Bortenwirker und Goldsticker rufen, um den Herrn Grafen seinem Range als Rittmeister gemäß neu zu kleiden. „Sie haben," sagte Herr von Koslow, „mich ja auch zweimal neu kleiden lassen." Die Frau von Koslow machte sich eine große Angelegenheit daraus, den geplünderten Grafen mit Leinenzeug im Ueberflusse zu versehen. Auch sie sagte: „Ihre Frau Mutter und Ihre Fräulein Schwestern haben ehemals meinen Mann, als einen armen Knaben und Jüngling, ebenso ausgestattet."

Als der Graf ganz neu gekleidet in seiner prächtigen Uniform dastand, heftete Herr von Koslow ihm das geraubte Ehrenkreuz an die Brust. „Sehen Sie," sagte er lächelnd, „wie weit ich es durch Ihre Güte gebracht habe! Sogar einen Orden kann ich Ihnen, wenn auch nicht verleihen, doch wenigstens wieder ersetzen." Der Graf wunderte sich, woher Herr von Koslow dieses Ehrenzeichen genommen habe. Herr von Koslow sagte: „Die Kosaken haben eine Menge Kreuze der französischen Ehrenlegion und auch einige Ordenszeichen deutscher Offiziere erbeutet und an ihre schmutzigen Mützen genäht. Ich habe viele davon gekauft und glücklicherweise fand sich darunter auch das Zeichen des Ordens, den Sie zur ehrenvollen Auszeichnung erhalten hatten. — Das Ehrenzeichen an der Brust kann uns wohl geraubt werden; allein das wahre Ehrgefühl im Herzen — das Gefühl für alles, was heilig und gut ist, für Religion und Tugend, kann uns keine räuberische Hand entreißen."

Auch Georg wurde neu montiert, und ein Felleisen, das Herr von Koslow ihm schenkte, von der Frau von Koslow mit ganz neuer Wäsche und verschiedenen, nötigen Kleidungsstücken vollgestopft.

Der Graf mußte länger in Petersburg verweilen, als er gedacht hatte. Der Krieg in Deutschland machte das Reisen dahin noch nicht ratsam. Denn erst Mitte Oktober verloren die Franzosen die furchtbare Hauptschlacht bei Leipzig und gingen zurück über den Rhein. Allein viele Städte in Norddeutschland, Hamburg, Danzig und andere Städte, blieben noch lange von ihnen besetzt. Es wurde für den Grafen zu spät im Winter, noch eine so

große Reise anzutreten; sie wurde also auf die ersten Tage des Frühlings verschoben.

Herr von Koslow führte den Grafen vor dem Tage der Abreise in sein großes Kutschenmagazin und schenkte ihm den schönsten Reisewagen. „Sehen Sie," sagte er lächelnd: „Alles in der Welt, was Gott geschehen läßt, ist irgend wozu gut, was wir jedoch oft erst nach vielen Jahren einsehen. Das zerbrochene Wagenrad bringt Ihnen nun eine Kutsche ein. — Die Pferde dazu sind schon bestellt; in Hamburg werden Sie dieselben finden. Die Adresse an den Kaufmann liegt schon bereit."

Am Tage der Abreise gab Herr von Koslow dem Grafen noch eine Börse voll Gold. „Ich habe das Geld freilich zur Reise notwendig," sagte der Graf, „aber sobald ich nach Hause komme, soll mein erstes Geschäft sein, Ihnen einen Wechsel auf diese Summe zu übersenden."

„Nicht doch," sagte Herr von Koslow, „unterstützen Sie mit dem Gelde die Armen, besonders dürftige Kinder, die etwas in der Welt lernen wollen und dazu Fähigkeit genug, aber nicht Geld genug haben. Was wir den Armen geben, ist ein Wechsel — gültig und zahlbar in jener Welt."

Die ganze Familie begleitete den Grafen bis zum Schiffe. Herr von Koslow umarmte den Grafen noch innig, Frau von Koslow trocknete sich die Augen und die Kinder küßten ihm die Hände. Noch lange, nachdem er eingestiegen war und das Schiff das Ufer verlassen hatte, winkte Herr von Koslow mit seinem Hute und die Frau mit ihrem weißen Tuche, und die Kinder warfen Hüte und weiße Tücher in die Höhe, bis das Schiff aus ihren Augen verschwand.

---

## 10.

## Des Grafen Mutter und Schwestern.

Der Graf hatte eine sehr glückliche Reise. Als er sich seiner Grafschaft näherte, vernahm er, daß man überall in der ganzen Gegend ihn für tot halte. Es schien ihm notwendig, seiner Mutter und seinen Schwestern die Freudennachricht: „Er lebe noch!" mit erforderlicher Vorsicht beibringen zu lassen. Er begab sich daher noch am späten Abend zu einem Jugendfreunde, dem Herrn von Horst, dessen Schloß nahe an der Straße lag, und etwa zwei Meilen von Sternfeld entfernt war. Herr von Horst hatte eine unbeschreibliche Freude, seinen Freund, den er auch als tot betrauert hatte, lebend vor sich zu sehen. Beide verabredeten nun, die Frau von Horst und ihre Schwester sollen sogleich am nächsten Morgen nach Sternfeld fahren und die Gräfin und ihre Töchter, bei denen sie öfter Besuch machten, auf die Ankunft des Grafen vorbereiten. Gegen Abend reisten der Graf und Herr von Horst auch dahin. Die Nachricht: „Der Graf lebe und werde noch heute abend ankommen," hatte sich, so zu sagen, augenblicklich in der Grafschaft und in der ganzen Gegend verbreitet. Als Graf August und Herr von Horst sich dem Schlosse näherten, war bereits eine

Ehrenpforte von grünen Zweigen errichtet und mit Blumen von allen Farben geziert. Eine Menge Landvolk begrüßte ihn mit lautem Jubel. Unter dem Schloßthore standen die Gräfin und ihre Töchter und beinahe der ganze Adel der Umgegend. Die Mutter schloß ihren Sohn mit stummem Entzücken in die Arme, und auch die Schwestern umarmten den geliebten, so lange tot geglaubten Bruder mit unaussprechlicher Freude. Kein Auge blieb trocken!

Auch Georg wurde von dem Landvolke mit lauter Freude begrüßt. „Je, seht nur," riefen zuerst einige Bauernbursche, die mit ihm aufgewachsen waren, „Risch ist auch wieder da! Gottlob, daß du noch lebst, ihm sei Dank!" Alles Volk umringte ihn und drang voll Freude auf ihn ein. „Nu, nu," sagte Georg, „erdrückt und zerreißt mich nur nicht." Er drückte und schüttelte in der Reihe umher jedem die Hand. „Wie bist du denn dem Erfrieren und Verhungern entgangen?" fragten alle. Georg erzählte ausführlich, wie er und sein Herr durch einen reichen Edelmann, der einst hier in der Gegend die Ziegen gehütet, vom Hungertode errettet worden. Diejenigen, die den Michael Schnell noch gekannt hatten, riefen erstaunt: „Was, der Ziegenmichel ist ein so großer Herr geworden? Man sehe doch, wie weit es ein Mensch bringen kann, dem Gott Verstand gegeben, und der ihn gut anwendet!" Georgs Eltern drängten sich jetzt durch die Menge des Volkes. Er hatte, sobald er auf dem Schlosse des Herrn von Horst angekommen war, einen vertrauten Mann als Boten an sie abgeschickt, sie auf seine Ankunft vorzubereiten. Vater und Mutter schloßen ihn wechselweise in ihre Arme und führten ihn in ihrer Mitte und an ihren Armen voll Freude nach Hause.

Indessen hatten der Graf, seine Mutter, seine Schwestern, der anwesende Adel, auch viele Beamte und Geistliche, sich in den großen Saal begeben. Mit großer Lebhaftigkeit schilderte der Graf seine überstandenen Mühseligkeiten und erzählte ausführlich und mit inniger Rührung, wie Gott ihn durch einen edlen und menschenfreundlichen Mann, den Herrn von Koslow eben noch zu rechter Zeit von dem nahen Tode errettete. Alle hörten ihm mit der größten Teilnahme zu, alle dankten Gott für diese augenscheinliche Rettung; alle wunderten sich, daß jener arme Hirtenknabe es in der Welt so weit gebracht, noch mehr aber erstaunten sie, daß er in seinem Glücke ein so edles Gemüt für empfangene Wohlthaten und eine in der That bewunderungswürdige Denkart an den Tag gelegt habe.

„Ja, ja," sprach Herr von Horst, „das ist allerdings ein ganz außerordentliches Beispiel von Dankbarkeit. Solche dankbare Leute wird man aber in der Welt wenig finden."

„Das soll uns nicht abhalten, wohlthätig zu sein!" sagte die Gräfin, „wir haben alsdann den Dank in der anderen Welt zu gut."

Die Frau von Horst sagte: „So außerordentlich diese Dankbarkeit ist — eben so selten, so weise und gütig war die Wohlthätigkeit des Herrn Grafen, seiner Frau Mutter und Fräulein Schwestern und brachte ihnen daher so herrliche Früchte."

Die Grafin sagte: „Was wir gethan haben ist wenig. Wir wollen aber gegen die Armen künftig so wohlthätig sein, als es nur immer in unsern Kräften steht. Wer reichlich aussäet, wird immer, entweder hier oder dort, auch reichlich ernten!“

Nachdem die zahlreiche Gesellschaft sich entfernt hatte, sagte Graf August: „Nun wollen wir noch ein wenig in den Garten und in unser Wäldchen gehen. Du, liebste Mutter, bist es ja so gewöhnt, nachdem du größere Gesellschaft gehabt, noch die eine oder andere Stunde in dem kleinen Kreise der Deinigen stillern Freuden zu widmen. Nun können wir erst recht herzlich und vertraulich mit einander reden. Ich sehnte mich in jenen furchtbaren Schneewüsten recht herzlich nach dir und meinen lieben Schwestern und wohl auch nach dem lieblichen grünen Schatten unseres Wäldchens zurück.“

Sie giengen in den Garten und durchwandelten in vertraulichen Gesprächen die reinlich bekiesten Wege des daranstoßenden Wäldchens. Die Sonne gieng bereits unter, und Blätter und Blüten waren von ihrem goldenen Schimmer gerötet. Alles war stille und ruhig, nur leise Lüfte wehten — und eine Nachtigall fing an zu schlagen.

Die Gräfin faltete die Hände und sprach: „O mein Sohn! Was ist alles geschehen, von der Stunde an, da wir dort im Walde jene Nachtigall schlagen hörten, bis zu dieser Stunde, da wir nach langer Trennung wieder vereinigt, diesen Schlag der Nachtigall hören! Wie hätte ich damals denken können, daß Gott dort schon durch den Gesang jenes Vogels deine Errettung von einem schauerlichen Tode vorbereitete! So waltet die göttliche Vorsehung in menschlichen Angelegenheiten. Anbetung, Lob, Preis und Dank sei dem guten, liebevollen Vater im Himmel, der alle Vögel unter dem weiten Himmel ernährt, aber seine Kinder, die Menschen, noch unendlich mehr liebt, und voll Weisheit und Güte alles, was geschieht, ihnen zum Besten leitet. Ja, an seine Güte und Freundlichkeit erinnere uns der Gesang jedes Vogels, jede schlagende Nachtigall!“

# Die Kuchen.

Fritz, ein lebhafter, fröhlicher Knabe von zehn Jahren, war der Sohn des Jägers zu Grünenthal. Eines Morgens sollte sein Vater einen Brief des Herrn von Grünenthal nach Rauhenstein tragen, einem Schlosse, das jenseits rauher Berge einsam in einem großen, dichten Walde lag. „Der Gang wird mir sauer werden," sagte der Vater; „seit ich mir neulich auf der Jagd den Fuß übertreten habe, ist er noch immer nicht ganz hergestellt. Nach Rauhenstein aber hat man wohl drei Stunden zu gehen. Da indes der gnädige Herr es befiehlt, so will ich es wagen." Allein Fritz erbot sich zum Briefträger. „Schickt mich, lieber Vater!" sagte er. „Der Weg geht freilich fast durch lauter Waldungen; allein mir ist nicht bange! Bis zu unserm Grenzstein ist er mir ja bekannt; und weiterhin will ich ihn schon finden und den Brief richtig bestellen." „Nun wohl," sagt der Vater; „gieb aber den Brief dem Herrn von Rauhenstein, den du wohl kennst, in seine eigenen Hände. Es ist viel Geld in dem Briefe, und du bekommst gewiß ein gutes Trinkgeld." Der Vater beschrieb ihm noch den Weg von der Grenze bis Rauhenstein aufs genaueste, und Fritz hängte seine kleine Jagdtasche um, nahm seine Flinte auf den Rücken, und machte sich unverzüglich auf die Reise.

Fritz kam glücklich in dem Schlosse Rauhenstein an, bat die Bedienten, ihn zu melden, indem es ihm befohlen sei, den Brief dem gnädigen Herrn selbst zu übergeben. Ein Bedienter führte ihn die breite steinerne Treppe hinauf, und wies ihn in ein prächtiges Zimmer. Herr von Rauhenstein machte mit einigen Offizieren, die bei ihm auf Besuch waren, eben ein Kartenspiel. Fritz verneigte sich vor den Herren, und übergab den Brief,

in dem sich hundert Gulden in Gold befanden. Herr von Rauhenstein ging an seinen Schreibtisch, und schrieb einige Zeilen, den Empfang des Briefes zu bescheinigen. „Es ist gut," sagte er hierauf, und setzte sich wieder an den Spieltisch; „jetzt kannst du wieder gehen. Weitere Antwort ist für jetzt nicht nötig; sie wird folgen."

Fritz kam wohl recht traurig die steinerne Treppe herab; denn er war hungrig und durstig, und ziemlich müde. Als er über den Schloßhof ging, begegnete ihm die Köchin, die eben aus dem Garten kam, und in einer Hand einige Stauden Blumenkohl, in der andern Hand aber ein Messer trug. Sie sah es dem armen Knaben an dem Gesichte an, wie es ihm um das Herz war. „Komm mit mir, kleiner Jäger," sagte sie freundlich, „ich will dir etwas zu essen und einen Trunk Bier geben. Du möchtest sonst unterwegs verschmachten. Du hast sehr weit nach Hause, und findest auf dem ganzen Wege kaum eine Herberge. Du mußt es übrigens dem gnädigen Herrn nicht übel nehmen, daß er dir nichts zu essen anschaffte, er denkt nicht an dergleichen Sachen; indes hat er nichts dagegen, wenn man den Leuten etwas giebt."

Die Köchin führte den Fritz in die Küche, wo das Feuer auf dem Herde hoch empor loderte, und viele Töpfe und Bratpfannen umher standen. „Leg nun," sagte sie, „deine Jagdtasche und dein Gewehr ab, und setze dich hierher!" Sie zeigte auf ein kleines Tischchen in der Ecke der Küche, neben dem eine Bank an der Mauer befestigt war. Sie brachte Suppe, Fleisch und Gemüse, auch Brot und ein Krüglein Bier. Der gute Fritz ließ es sich so gut schmecken, wie fast noch nie in seinem Leben. Er ward recht erquickt und dankte herzlich für das Genossene.

Fröhlich und vergnügt trat Fritz seinen Weg nach Hause an. Allein als er in dem Walde etwa eine halbe Stunde weit gegangen war, erblickte er auf einem freien Platze, auf dem einige alte Eichen standen — ein Eichhorn. Das nette, muntere Tierchen war ihm etwas Seltenes; denn in dem Jagdbezirke von Grünenthal hatte er kaum ein- oder zweimal eines gesehen. Er war noch etwas kindisch, und da fiel ihm ein, das Eichhorn, das noch jung schien, lebendig zu fangen. Er warf darnach mit einem Stücke eines dürren Astes, das er unter den Bäumen fand, verfolgte das Tierchen von Eiche zu Eiche bis in den dichtesten Wald, und verlor darüber den rechten Weg. Er irrte den übrigen Tag und die halbe Nacht im Walde umher, bis er endlich von Angst und dem vielen Hin- und Herlaufen ermüdet sich unter niedriges Gesträuch verkroch und einschlummerte. Er schlief sehr unruhig, und stand fast abgematteter auf, als er sich niedergelegt hatte. Er blickte um sich, und ging, immer noch zweifelnd, wohin er sich wenden sollte, weiter. Die ganze Gegend umher war ihm fremd. Die vielen Hirsche, die hie und da von ihm aufgeschreckt, die Flucht nahmen, ließen ihn vermuten, daß er sich in einer ganz unbesuchten Gegend des Waldes befinden müsse. Ein Rudel Wildschweine, unter denen sich ein grimmiger, ungeheuer großer Eber befand und mit den scharfen Fangzähnen ihm drohte, setzten ihn sehr in Schrecken und er entfloh mit Todesangst. Es ward endlich Mittag und er war so müde und hungrig, daß er nicht mehr

weiter gehen konnte. Er hatte sich heiser gerufen — aber keine Antwort vernommen als den Wiederhall. Nirgend fand er eine Beere oder auch nur einen Tropfen Wasser, seinen Hunger und Durst zu stillen. Trostlos warf er sich unter eine Tanne nieder. Er betete mit Inbrust, Gott wolle ihn doch nicht verschmachten lassen. Von Hunger gequält, durchsuchte er seine Jagdtasche, ob er nicht noch einige Brosämlein von dem Brote fände, das er von Hause mitgenommen, und auf dem Wege nach Rauhenstein verzehrt hatte. Aber — welches Erstaunen, welche Freude ergriff ihn mit einemmale! In seiner Jagdtasche steckte ein schönes, großes Stück Kuchen, nebst einigen saftigen Birnen. „Dies," rief er, „hat mir die gute Köchin, ohne daß ich es merkte, in meine Jagdtasche gesteckt." Er dankte Gott mit Thränen, und gelobte ihm heilig, gegen alle Dürftige, besonders gegen Fremde, wohlthätig zu sein; auch nahm er sich vor, der wohlthätigen Rosalia, so hieß die Köchin, diese Wohlthat, wenn er je einmal reich genug werden sollte, reichlich zu vergelten. „Denn," sagte er, „nächst Gott hat ihre Güte mir das Leben gerettet. Ohne ihre milde Gabe wäre ich sicher hier in dem wilden Walde verschmachtet."

Fritz stand neugestärkt auf, und machte sich mutig wieder auf den Weg. Er wanderte, so viel er aus dem Stande der Sonne abnehmen konnte, jener Gegend zu, in der Grünenthal lag. Nachdem er eine Stunde gegangen war, hörte er in weiter Ferne die Schläge einer Holzart. Er ging darauf zu, und traf zwei Holzhauer, die eine große Tanne fällten. Sie zeigten ihm den Weg, der nach Grünenthal führte, und so kam er denn endlich wieder glücklich noch Hause, zur großen Freude seiner Eltern, die um seinetwillen keine geringe Angst ausgestanden hatten.

Indes gab der Vater dem Knaben einen nachdrücklichen Verweis, und manche gute Lehre. „So gehts", sprach er unter anderm, „wenn man sich von irgend einer Lust verleiten läßt, vom rechten Wege abzuweichen. Du hättest in dem wilden Walde, fern von dem väterlichen Hause, verschmachten können und hast deinen thörichten Wunsch, jenes Eichhörnchen zu fangen, nicht einmal erreicht. Dem Wege durch einen gefährlichen Wald gleicht unser Weg durchs Leben, auch da gaukelt uns, gleich jenem verführerischen Tierchen, manche Lust vor den Augen, und sucht uns von dem Pfade der Tugend abzulenken. Wie ich dir, lieber Fritz, den rechten Weg durch jenen Wald getreulich beschrieben habe, so zeichnet Gott uns durch seine Gebote den rechten Weg für die Pilgereise durch das Leben vor. Laß dich durch keine Erdenlust verführen, zur Rechten oder zur Linken davon abzuweichen. Sonst könntest du leicht in das Verderben geraten, und würdest das rechte Vaterhaus dort oben ewig nicht erreichen."

„Überhaupt", fügte der Vater noch bei, „verrückt die Vergnügungssucht den geraden Sinn des Menschen, und macht sein Herz für die besseren Empfindungen gefühllos. Der Herr von Rauhenstein, mit dem du so übel zufrieden bist, ist sonst gar kein übler Mann. Allein, da er eben auf das Spiel bedacht war, so fiel es ihm gar nicht ein, wie nötig du eine Erquickung habest und er dachte nicht einmal daran, dir ein kleines Trinkgeld zu geben, obwohl er damit dir eine große Freude hätte machen können.

Was dir aber an andern mißfällt, davor hüte dich selbst; vergiß über deinem Vergnügen nicht deinen Mitmenschen Freude zu machen, und ihnen Gutes zu erweisen. Was dir an andern wohlgefällt, das thu' auch du; sei immer so mitleidig und wohlthätig gegen alle Menschen, wie die gute Schloßköchin Rosalia es gegen dich gewesen ist."

Fritz ward ein sehr geschickter Jäger, treu und unermüdet im Dienste, freundlich und gefällig gegen jedermann, und sein ganzes Betragen war ohne Tadel. Besonders aber war er gegen dürftige, ehrbare Reisende sehr mitleidig und wohlthätig. Er hatte die Wohlthat, die Rosalia ihm erwiesen hatte, nicht vergessen. Er ging auch deshalb einmal besonders nach Rauhenstein, um ihr zu erzählen, wie viel er ihr zu danken habe. Allein sie hatte den Dienst bereits verlassen, und niemand in dem Schlosse konnte ihm Auskunft geben, wo sie gegenwärtig sich aufhalte. Er hörte nichts mehr von dieser seiner Wohlthäterin.

Fritz kam einige Jahre nachher wegen seiner ausgezeichneten Geschicklichkeit und Rechtschaffenheit als Jägerbursch zu dem fürstlichen Oberjäger, und erhielt in der Folge den einträglichen Jägerdienst zu Tanneck. Er erzählte seiner Ehegattin, die eben so gut wie er gesinnt war, manches von den Tagen seiner Kindheit, besonders aber von der freundlichen Rosalia, die durch ihre Wohlthätigkeit ihm das Leben gerettet habe. Beide nahmen sich vor, da sie der guten Rosalia ihre Wohlthat nicht vergelten konnten, gegen alle Dürftige so wohlthätig zu sein, als in ihren Kräften stand. Da das neue schöne Jägerhaus Tanneck nur einige Schritte von der Landstraße, am Eingange des Waldes lag, so hatten sie hiezu auch manche Gelegenheit.

Einmal an einem schwülen Nachmittage holte die Jägerin an dem nahen Rohrbrunnen ein Glas Wasser. Da erblickte sie auf dem Rasensitze, den ihr Mann zur Bequemlichkeit der Reisenden unter zwei schattigen Tannen nächst dem Brunnen angelegt hatte, eine etwas ärmlich, aber sehr reinlich gekleidete Bürgersfrau, die hier ausruhte und sehr ermüdet schien. Ein geflochtener Deckelkorb stand neben ihr auf der Rasenbank, und ein Stab lehnte dabei. Die Jägerin, der die sanfte, aber wehmütige Miene der Frau zu Herzen ging, grüßte sie freundlich und bot ihr an, herein in die Stube zu kommen, wo sie ihr einige Erfrischungen vorsetzen wolle. Die Fremde nahm das freundliche Anerbieten dankbar an, und trat in die Stube. Die Jägerin trug ihr ein Stück übrigen Hirschbraten auf, und schenkte ihr ein Glas Bier ein. Beide wurden bald vertraut, und die Fremde erzählte das Anliegen, das sie auf dem Herzen hatte.

„Ich bin," sagte sie, „wohl zwölf Stunden von hier zu Hause. Mein Mann ist ein sehr guter Meister in Verfertigung von Kugelbüchsen, Flinten und Pistolen. Er arbeitete Tag und Nacht und verdiente so viel, daß wir nebst den Kindern, mit denen Gott unsere Ehe gesegnet hat, unser hinreichendes Auskommen fanden, und noch wohl etwas zurücklegen konnten. Allein seit einiger Zeit hat der liebe Gott uns mit allerlei Unglücksfällen heimgesucht. Mein Mann hatte das Unglück, daß eine neue Flinte, die er probierte, zersprang; seine Hand ward davon so sehr beschädigt, daß er wohl schon seit einem Jahr nichts mehr verdienen konnte. Durch den Krieg, der auch in

unsern Gegenden gewütet, hatten wir schon zuvor vieles verloren. Der Mangel an Verdienst, nebst den Heilungskosten, hat uns noch weiter zurückgebracht. Endlich sind wir durch die Viehseuche um unsere Kühe gekommen. Da wir auf unser Haus und unsere Wiesen bereits haben Schulden machen müssen, so wollte uns niemand Geld vorstrecken, um wenigstens eine andere Kuh zu kaufen, die uns zu unserem Lebensunterhalte unumgänglich nötig

ist. Ich habe, wohl zwei starke Tagreisen von meiner Heimat, einen Bruder, der ein hübsches Vermögen besitzt. Der Bruder, dachte ich, wird mir das benötigte Geld wohl leihen! Ich habe die weite Reise unternommen, ihm meine Not zu klagen, und Hilfe bei ihm zu suchen. Mit zwanzig bis dreißig Gulden hätte ich eine Kuh kaufen können, und so wäre uns geholfen gewesen. Der Bruder war sehr geneigt, mir das Geld zu schenken; allein die Schwägerin gab nicht einmal zu, daß er es mir auch nur vorstrecke. Sie ward sehr aufgebracht über mich, und machte mir harte Vorwürfe, daß ich einen Mann ohne Vermögen geheiratet habe. Der Bruder gab mir jedoch heimlich eine Kleinigkeit, womit ich meine Reise kaum zur Hälfte bestreiten kann. Indes war es all' sein Taschengeld, das ihm zu seinem Vergnügen überlassen war.

Eben komme ich von ihm her." — „Ach!" seufzte sie, indem sie die Augen trocknete, „ich bedaure meinen Bruder; noch mehr aber meinen guten Mann und meine lieben Kinder! Sie sehnen sich mit Schmerzen auf meine Zurückkunft, und erwarten sichere Hilfe; wie wehe wird es ihnen thun, wenn ich mit leeren Händen zurückkehre!"

Indes kam der Jäger mit einer wohlgefüllten Jagdtasche von der Jagd zurück. Er grüßte die Fremde sehr freundlich. Die Jägerin erzählte, wie sie der Frau hereingerufen, und was die gute Frau für ein Anliegen habe.

„Recht so, Dorchen!" sagte der Jäger. „Das freut mich in der Seele, daß du nach meinem Sinne handeltest, und der fremden, bedrängten Frau von dem mitteiltest, was uns Gott beschert hat. Wohlthätigkeit, besonders gegen Fremde und Reisende, ist eine der heiligsten Pflichten."

„Ich habe dazu noch eine besondere Ursache!" sagte er zu der fremden Frau, indem er einen Stuhl herbei langte, sich an den Tisch setzte, und die Jägerin bat, ihm einen Krug Bier zu bringen. Er fing an, die Geschichte aus seiner Jugend zu erzählen, wie die gute Rosalie, die Köchin zu Rauhenstein, ihn durch ein Stück Kuchen vom Hungertode errettet habe.

„Heiliger Gott!" rief jetzt die fremde Frau, und schlug die Hände zusammen, „jene Köchin war ich. Ich heiße Rosalia; Ihr heißt Friedrich — und Euer seliger Vater war Förster zu Grünenthal. Ich kann Euch noch an einige kleine Umstände erinnern, deren Ihr in Eurer Erzählung nicht erwähnt habt. Das Essen, das ich Euch vorsetzte, bestand außer Suppe, aus grünen Erbsen und gelben Rüben mit geräuchertem Fleisch; das helle, gläserne Krüglein, worin ich Euch das Bier brachte, hatte einen zinnernen Deckel, worauf ein Hirsch abgebildet war, der Euch sehr wohl gefiel. Mit dem Herrn von Rauhenstein aber waret Ihr übel zufrieden und sagtet, er habe seinen Namen nicht umsonst; ich verteidigte ihn aber, und sagte, er sei milder, als er scheine. Ich kann es gar nicht aussprechen, wie es mich freut, daß ich Euch durch jenes kleine Stücklein Kuchen einen so großen Dienst geleistet habe, und daß ich Euch so unvermutet und in so guten Umständen wieder finde. Wie wunderbar doch Gott alles führt! — Ich hätte Euch aber nicht mehr gekannt. Ihr seid aus dem kleinen Jägerknaben ein rüstiger, stattlicher Mann geworden, und Gott hat Euch, wie ich sehe, in allem gesegnet."

Der Jäger grüßte Rosalie nun noch einmal, und hieß sie tausendmal willkommen. „Ihr kamt mir," sagte er, „sogleich auf den ersten Blick bekannt vor; indes konnte ich mich nicht sogleich deutlich erinnern. Bald schien es mir jedoch, wiewohl die Zeit Euch indes etwas verändert hat, Ihr seid jene gütige Rosalie. Ich wollte meiner Sache erst recht gewiß werden und erzählte Euch deshalb jene Geschichte. Nun gottlob, daß ich Euch wieder gefunden habe; ich freue mich unbeschreiblich. Heute dürft Ihr nicht mehr weiter. — Dorchen, tische auf, was Küche und Keller vermag!"

Rosalie wollte sich nicht aufhalten laßen. „Morgen auf den Abend muß ich zu Hause eintreffen," sagte sie. „Da jetzt die größte Hitze vor-

über ist, so will ich heute noch einige Stunden weit gehen, weil mir zwölf Stunden für den morgigen Tag doch zu viel wären."

Allein der Jäger sagte: „Das läßt sich schon wieder einbringen. Morgen spann ich meinen Schimmel in mein leichtes, offenes Wägelein und führe Euch so weit als der Gaul laufen kann. Wenn ich nicht übermorgen notwendig bei einer Jagd, die der Fürst einigen vornehmen Gästen giebt, erscheinen müßte, so würde ich Euch ganz nach Hause fahren."

Auch die Jägerin zeigte eine große Freude, die Retterin ihres Mannes kennen zu lernen. Rosalie mußte den vereinten Bitten der guten Leute nachgeben. Sie blieb — und die Jägerin bereitete nun ein ländliches, ganz ausnehmend gutes Abendessen. Zu Ende der Mahlzeit brachte sie noch einen Kuchen. Er war eben nach der Art wie jener Kuchen Rosaliens zubereitet, und überdies noch mit den schönsten Blumen umkränzt. In der Mitte des Kuchens aber waren mit großen weißen Zuckerperlen die Worte eingelegt: „Aus Dankbarkeit."

„Ach," sagte Rosalie, „schneidet den schönen Kuchen nicht mehr an; ich bin so satt, daß ich keinen Bissen mehr davon genießen könnte."

„Nun wohl," sagte die Jägerin, „so müsset Ihr den Kuchen in Eurem Korbe morgen Euren Kindern mit nach Hause nehmen."

Der Jäger hatte auch Wein aus seinem Keller bringen lassen, und er und sein Dorchen tranken mehrmals auf Rosaliens Wohlsein, und Rosalie mußte allemal mit anstoßen. „Denn," sagte der Jäger zu ihr, „ohne Eure Wohlthätigkeit säßen wir nicht hier, und dieses Haus, in dem ich und meine Dorothea so glücklich sind, würde von anderen Leuten bewohnt."

Am folgenden Morgen spannte der Jäger sogleich mit Anbruch des Morgenröte an, um seine Retterin recht weit fahren zu können. Die Jägerin hatte für ein reichliches Frühstück gesorgt, und füllte den fast leeren Korb der guten Frau mit dem Kuchen, nebst einigen andern Lebensmitteln auf die Reise und allerlei kleinen Geschenken für ihre beiden Kinder. Der Jäger fuhr mit ihr weit über den halben Weg. Endlich nahm er Abschied von ihr, und versprach ihr, daß er nebst seiner Frau sie bald besuchen und einige neue Gewehre bei ihrem Manne bestellen werde, was in der Folge auch geschah.

Rosalie reiste vergnügt weiter. Als sie ihrem Wohnorte sich näherte, erblickte sie ihre zwei Kinder, Wilhelm und Therese, die ihr eine Strecke Weges entgegen gegangen waren. Die Kinder sprangen, sobald sie die Mutter erblickten, mit lautem Freudengeschrei auf sie zu. Sie wollten sogleich wissen, was die Mutter in dem Korbe mitgebracht habe. „Wartet nur, bis wir vollends zu Hause sind," sagte die Mutter. „Man muß nicht so neugierig und gelüstig sein."

Unter der Hausthüre kam der Mann ihr entgegen. Alle gingen mit einander in das Haus. Die Mutter erzählte zuerst, wie hart ihr die Schwägerin begegnet sei, und sagte dann, daß sie leider kein Geld bringe. Ihr Mann war darüber recht betrübt, und alles, was sie von der guten Aufnahme bei dem Jäger erzählte, konnte ihn nicht mehr erheitern. Die Mutter öffnete indessen ihren Korb, und langte den Kuchen hervor. Über den schönen

Kuchen vergaßen die Kinder alles Jammers; sie erhoben einen großen Jubel. Der Vater aber konnte die Thränen kaum zurückhalten. „Was hilft uns der Kuchen!“ sagte er; „denn woher nehmen wir nun zwanzig bis dreißig Gulden zu einer Kuh?“ Aber sieh — als die Mutter den Kuchen zerschneiden und den Kindern davon austeilen wollte, blieb das Messer darin stecken, und sie konnte ihn nicht durchschneiden.

„Das ist ein seltsamer Kuchen,“ sagte sie; „es muß aus Versehen etwas Hartes hineingebacken sein!“ Sie zerbrach den Kuchen — und da kamen denn zuerst ein paar neue Kronenthaler, und nach und nach ein ganzes Dutzend solcher Thaler zum Vorschein, und die gute Mutter hatte eine ebenso große unerwartete Freude, als ehemals der kleine Jäger Fritz, da er in seiner Jadtasche so unvermutet das Stück Kuchen gefunden hatte. „Lieber Gott,“ sagte sie, „das Geld hat der gute Jäger Friedrich von seiner freundlichen Hausfrau in den Kuchen backen lassen, damit wir dafür eine Kuh kaufen können und uns in unserer Not geholfen werde.“

„Das Geld beträgt gerade zweiunddreißig Gulden und vierundzwanzig Kreuzer,“ sagte der kleine Wilhelm, der in der Schule bereits das Kopfrechnen lernte; „dafür können wir eine sehr schöne Kuh kaufen.“

„Und dann bekommen wir wieder Milch und Butterbrot!“ rief die kleine Therese, und hüpfte voll Freude in der Stube herum.

Der Vater aber nahm die Mütze ab und dankte Gott mit Thränen, und die Mutter und Kinder stimmten in seinen Dank mit ein. „Das Stücklein Kuchen,“ sagte er, „das du vor vielen Jahren dem jungen Jäger gegeben hast, war ein wohlangelegtes Kapital; das erhalten wir nun mit hundert-, ja tausendfachen Zinsen zurück.“

„Ja,“ sagte die Mutter, „und noch unendlich reichlicher wird jede, auch die kleinste Gabe, die wir einem Dürftigen reichen, einst im Himmel belohnt werden!“

„O Kinder, sprach der Vater, „laßt uns barmherzig sein, so werden wir Barmherzigkeit erfahren.“

## Ravensburger illustrierte Prachtausgabe

von

# Christoph von Schmid's Erzählungen

## in Einzelbändchen:

| | | | |
|---|---|---|---|
| 1. Bändchen: | Heinrich von Eichenfels Täubchen. | Einzelpreis geb. | 50 Pfg. |
| 2. „ : | Ostereier. Waldkapelle. Vogelnestchen. | Einzelpreis geb. | 50 Pfg. |
| 3. „ : | Weihnachtsabend. Gott ist die Liebe. | Einzelpreis geb. | 50 Pfg. |
| 4. „ . | Hopfenblüten. Jesus der Kinderfreund | Einzelpreis geb. | 50 Pfg. |
| 5. „ : | Rosenstock. Hölzerne Kreuz. Johanniskäferchen. | Einzelpreis geb. | 50 Pfg. |
| 6. „ : | Gottfried, der junge Einsiedler. | Einzelpreis geb. | 50 Pfg. |
| 7. „ : | Blumenkörbchen. | Einzelpreis geb. | 65 Pfg. |
| 8. „ : | Genovefa. | Einzelpreis geb. | 65 Pfg. |
| 9. „ . | Rosa von Tannenburg. | Einzelpreis geb. | 90 Pfg. |
| 10. „ : | Ludwig, der kleine Auswanderer. | Einzelpreis geb. | 50 Pfg. |
| 11. „ : | Raubschloss. Nachtigall. Kuchen. | Einzelpreis geb. | 50 Pfg. |
| 12. „ : | Kupfermünzen. Rotkehlchen. Kirschen. Rosen. | Einzelpreis geb. | 50 Pfg. |
| 13. „ : | Anselmo. Die Wasserflut am Rhein. | Einzelpreis geb. | 50 Pfg. |
| 14. „ : | Timotheus und Philemon. | Einzelpreis geb. | 60 Pfg. |
| 15. „ : | Das Hämmchen. Der Kanarienvogel. | Einzelpreis geb. | 60 Pfg. |
| 16. „ : | Das beste Erbteil. Die Kapelle bei Wolfsbühl. | Einzelpreis geb. | 50 Pfg. |
| 17. „ : | Das verlorene Kind. Die zwei Brüder. | Einzelpreis geb. | 50 Pfg. |
| 18. „ : | Der Diamantring. Die Krebse. Das Vergissmeinnicht. Das Margaretenblümchen. Titus und seine Familie. | Einzelpreis geb. | 50 Pfg. |
| 19/20. „ : | Josaphat. Drei Parabeln Barlaams. | Einzelpreis geb. | M. 1.— |
| 21. „ : | Pauline. | Einzelpreis geb. | 50 Pfg. |
| 22. „ : | Die ungleichen Schwestern. Florentin Walter. | Einzelpreis geb. | 60 Pfg. |
| 23. „ ; | 28 kleinere Erzählungen fürs mittlere Kindesalter. Der Druckfehler. Das beschädigte Gemälde. | Einzelpreis geb. | 50 Pfg. |
| 24. „ : | Gedichte. | Einzelpreis geb. | 80 Pfg. |
| 25/26. „ : | 100 kurze Erzählungen. I. Reihe. | Einzelpreis geb. | 80 Pfg. |
| 27/28. „ : | Noch 100 kurze Erzählungen. II. Reihe. | Einzelpreis geb. | 80 Pfg. |
| 29/30. „ : | Fernando. Die Melone. | Einzelpreis geb. | M. 1.— |
| 31. „ : | Angelika. Das Karthäuserkloster. | geb. | 50 Pfg. |
| 32. „ . | Die Edelsteine. Der Wasserkrug. | geb. | 50 Pfg. |
| 33. „ : | Klara. Die Feuersbrunst. | Einzelpreis | 50 Pfg. |
| 34/35. „ : | Der gute Fridolin und der böse Dietrich. | Einzelpreis geb. | M. 1.— |

Preis sämtlicher Bändchen

**wenn auf einmal bezogen, nur Mk. 17.—**

Verlag von Otto Maier in Ravensburg.

Internationale Jugendbibliothek
047002154402

N. 1

# Erzählungen

von

# Christoph Schmid.

Einzelband XI.

## Das alte Raubschloß.

Die Nachtigall.

Die Kuchen.

Ravensburg.

Verlag von Otto Maier.